

Erster Konzilsbericht

Brief aus Rom von M. von Galli: Imposante Maschinerie der Nachrichtenvermittlung – Sie läuft aber weithin leer – Eröffnungsansprache des Papstes: Der neue Geist – Die Unheilspropheten gehen dem Papst auf die Nerven – Ihnen wirft er vor: mangelnde Diskretion und wenig Ausgeglichenheit im Urteil – Politischen Instrumenten vertraut die Kirche ihre geistlichen Interessen besser nicht an – Es muß ein Schritt nach vorwärts getan werden – Die ersten Plenarversammlungen: Intervention der Kardinäle Liénart und Frings – Sie hing mit der Papstansprache eng zusammen – Neue Richtlinien fordern neue Männer – Konzilsproklamation.

Wir kommentieren

die Bildungsarbeit in den «Massenmedien»: Massenmedien müssen in die Schule hinein – Die ersten Versuche – Hauptschwierigkeit: Mangel an vorgebildeten Kadern – Neue Initiativen.

die Heimatlosigkeit: Flüchtlingsstrom – Die größte Völkerwanderung aller Zeiten – Das Dasein des Emigranten ist gebrochen: Zerfall des

Lebens – Verlust der Sprache – Selbstentfremdung – Wir alle sind Flüchtlinge vor Gott.

Theologie

Der Glaube des Priesters heute (2): Zwei weitere Züge des modernen Glaubens: 3. Der einfache Glaube: Keine unübersehbare Summe von Sätzen – sondern eine schlichte, totale Antwort des Menschen – Unbefangene Synthese mit dem heutigen Weltbild – Worin besteht dieser einfache Glaube? – Die Kompliziertheit der heutigen Theologie und die Einfachheit des Christentums – dargestellt an einem Beispiel – 4. Der überweltliche Glaube: Unsagbarkeit Gottes – Sind die Atheisten wirklich Atheisten? – Haben wir Gott in die Karten geschaut? – Oder sind wir seine Geheime? – Der «ferne Gott» ist unsagbar nah – Deshalb kann der heutige Glaube diskret und leise sprechen – Der Glaube kann noch dort siegen, wo man meint, nicht zu glauben.

Porträt

Kuehnelt-Leddihn, ein umstrittener Streiter: Österreicher und Weltbürger – Er nennt seine Romane Laienpredigten – «Die Gottlosen»

schildern uns die westliche Welt – Eros, ein Stiefkind der Religion – Ein apostolisches Buch – aber nicht für unreife Menschen – Katholisches Partisanentum – Ohne Pioniergeist sind wir alle verloren.

Länderbericht

Pakistan heute: Der größte Muslimstaat der Welt – Wachsende christliche Minderheit – Wirtschaftlich noch unterentwickelt – Stabilisierung der Innenpolitik – Ayub Khan.

Mission

Das erste Missions-Säkularinstitut: Apostolat, eine Pflicht für alle – Besonders für die Säkularinstitute – Katechistinnenschule in Nagoya (Japan) – Drei Gelübde und zusätzlich «Schwur des Apostolates» – Pläne.

Religiöse Volkskunde

«Briefe zum Himmel»: Eine neue Erscheinung der Devotion – Die religiösen Anliegen der Grabbriefe: von der mystischen Gottesliebe bis zum Auto – Trotzdem Ausdruck einer Gebetshaltung.

Brief aus Rom

Daß ich erst heute schreibe, wird Sie vielleicht wundern. Es geschah aber nicht ohne Absicht. Gewiß gibt es vielerlei für das Auge hier im schaufreudigen Rom, was sich rasch berichten läßt; auch richtige Sensationen sind darunter. Gerüchte schwirren in Massen durch die Luft. Sie halten die etwa 1000 Presse-, Radio- und Fernsehleute in ständiger Spannung. Vom Morgen bis zum Abend ist die große, hohe Halle des Pressebüros für das Konzil mit eifrig disputierenden oder in Eile Artikel schreibenden Journalisten angefüllt; in einer langgestreckten niedrigen Nebenhalle sind etwa 30 Telephonkabinen. Die Telephongespräche in der Stadt Rom sind dort für die akkreditierten Presseleute gratis. Gespräche ins Ausland erreicht man hier weit rascher als irgendwo in Rom. In der Parallelhalle auf der andern Seite des quadratischen Mittelraumes rattern mit rasender Geschwindigkeit die Telexfernrechner, es sind ihrer zehn. Die Atmosphäre wirkt auf den langweiligsten Besucher (nur die Auserwählten mit der «blauen Karte» gehören dazu) elektrisierend. Soweit also ist die andauernde Forderung der Publizisten nach größerer und moderner Berücksichtigung der öffentlichen Meinung hier

unter den «Propyläen» des Palazzo Pio XII., Nummer 10, großzügig erfüllt worden. Mit Dank sei das vermerkt.

Ganz anders dagegen ist die Lage der Nachrichtenvermittlung. Es erscheinen zwar laufend Bulletins in den sechs wichtigsten Sprachen. Ihr Inhalt aber ist spärlich. Weitaus das meiste kann man einen halben Tag später auch im «Osservatore Romano» lesen. Die Schuld trägt gewiß nicht der Pressechef dieses Büros, Msgr. Vallainc mit seinen fünf Trabanten aus verschiedenen Ländern. Man sagt scherzend: «Er tut, was er kann, aber er kann nicht viel». Er selbst hat nicht die Möglichkeit, an die Dinge heranzukommen. Die große, ja imposante Maschinerie dieses Büros läuft also weithin leer, oder sie wird mit Stroh gefüttert. Daß hier Mutmaßungen und halb wahre Geschichten phantasiebegabter Journalisten – und Phantasie muß ja schließlich ein Journalist haben – üppig ins Kraut schießen, versteht sich von selbst. Die beste Nachrichtenquelle sind einige italienische Zeitungen, voran «Il Messaggero» und «Il Tempo», die tatsächlich über ausgezeichnete Verbindungen verfügen, so daß manche der Beobachter schon gefragt haben, wie das eigentlich mit dem «Geheimnis» des Konzils sei, das man ihnen so nachdrücklich eingeschärft hatte. «Auch vor Herren in schwarzer Soutane müssen Sie sich in acht nehmen», hatte man ihnen gesagt. Nun, die Redaktoren der italienischen Presse tragen keine Soutane – aber sie verstehen es offenbar ausgezeichnet, die Träger farbiger Soutanen psychologisch zu behandeln. Gerade heute zum Beispiel veröffentlicht der «Messaggero» die kompletten, offiziellen Listen der Italiener und der Zentraleuropäer zur Wahl der Kommissionsmitglieder, die am 16. Oktober geschah und deren Resultat heute bekannt werden wird. Diese Listen

waren sogenannt geheim ... und im offiziellen Pressebüro war darüber nicht ein Wörtchen zu erfahren. Man fragt sich wirklich, ob so ein Verfahren sinnvoll ist. Die Zeitungen füllen nämlich (wie ich mehrmals festgestellt habe) die Lücken ihres Wissens mit Phantasie aus. Ihre Zuverlässigkeit ist also eine relative. Ein Konzilspressebüro hätte sinnvoller Weise die Aufgabe, mindestens ebensoviel wie die Zeitungen zu bringen, aber mit der Garantie der Zuverlässigkeit! Unterscheidet es sich aber von der Zeitung nur dadurch, daß es schweigt, ist es ein stumpfes Messer, das in der Ecke verrostet. Es gibt harte, sachliche Gesetze auch im Bereich der Massenmedien, die durch liebevolle Worte und Beteuerungen des Wohlwollens nicht ersetzt werden können.

Das also ist der Grund, weshalb ich erst so spät schreibe. Die «Orientierung» ist kein Tagesjournal, und ihre Nachrichten sollen eine gewisse Zuverlässigkeit sicherstellen. Die Ereignisse müssen sachgerecht situiert, in der Perspektive gesehen werden, die sie tatsächlich haben: Nebensächlichkeiten dürfen nicht als Hauptsache, die tragenden Vorkommnisse nicht als Bagatellen erscheinen. Wieviele Zeitungen haben nicht den Besuch Wyszyńskis beim chinesischen Botschafter als großes Ereignis, wieviele die durch Indiskretion (diesmal groteskerweise unter Mißbrauch des Konzilspressebüros) veröffentlichte Papstansprache an die polnischen Bischöfe als ein Politikum ersten Ranges herausgestellt. Zugegeben, das eine wie das andere «hätte» diese Bedeutung haben können! Im Zusammenhang gesehen sind beide Vorkommnisse zwar nicht belanglos, aber doch Randerscheinungen! Bis das ermittelt ist, braucht es aber Zeit. «Ci vuol pazienza», das erfahren hier sogar die Bischöfe! Dem seinen Taxichauffeur Angelo wiederholt zur Eile antreibenden Rottenburger Bischof erwiderte Angelo schließlich gelassen: «Eccellenza pazienza!» Klugheit und Geduld sind hier das unerläßliche Rüstzeug. Diese etwas kritische Anmerkung mußte ich vorausschicken, damit wir uns nicht mißverstehen.

Zu viel Lärm?

Eine zweite sei mir erlaubt, anzufügen. Von den «Beobachtern» habe ich vernommen, daß ihnen aus der Heimat gemeldet wird, viele Evangelische seien der Ansicht, wir machten um dieses Konzil zu viel Lärm. Bei New-Delhi habe man das nicht getan. Man hat den Eindruck, wir drängelten uns vor, weit über unsere tatsächliche Bedeutung hinaus. Nun, jedenfalls hier in Rom ist man nicht in Gefahr, die Perspektive der «kleinen Herde» aus den Augen zu verlieren. Rom ist eine Weltstadt mit zwei Millionen Einwohnern und dieses Riesenungetüm, dessen Gliedmaßen kein eigentliches Lebenszentrum aufweisen, hat durch die Tatsache des Konzils nur in gewissen, um den Vatikan gruppierten Stadtteilen eine Veränderung des Straßenbildes erfahren. Hier aber, wo ich wohne, an der Porta Pinciana, ganz in der Nähe der Straße Vittorio Veneto, in der die «dolce vita» spielt, ist alles wie einst und je. Die wenigen Schwarzröcke mehr, die vielleicht herumlaufen, werden von der Masse aufgesaugt wie ein Tropfen Wein, der in den Zürichsee fällt. Es ist gut so, damit wir uns unserer Schwäche bewußt bleiben, in der allein wir stark sind.

Eröffnungsansprache des Papstes

Nun aber zu den eigentlichen Konzilsereignissen. Die Papstansprache bei der Eröffnung, die den Bestrebungen der «Orientierung» und der von ihr befolgten Linie in so erstaunlicher Weise entspricht, haben Sie sicher mit größter Freude gelesen. Darf ich sagen, daß sie derart unerwartet kam und von dem schlichten Wesen des Papstes verdeckt wurde, daß im ersten Augenblick hier niemand von ihr beeindruckt war? «Nichts Besonderes. War ja auch nicht anders zu erwarten», hörte man allenthalben, sogar aus bischöflichem Mund. «Die Wahrheit, gewiß, das ist sein Thema von jeher». Evangelische Journalisten und auch Beobachter waren enttäuscht, weil in dem Abschnitt über die Einheit nur von der Einheit im Gebet und im brennenden Verlangen, sich zu einigen, die Rede war. «Nur wenige und nicht gerade sehr substantielle Worte», sagte mir einer. «Nichts von der Taufe, durch die der Mensch persona in ecclesia wird, nichts von der Gliedschaft am mystischen Leib,

von der Kardinal Bea spricht». Nichts von einem «Seelsorgskonzil», meinte bedauernd ein französischer Bischof. Also von einem Donnerschlag oder Blitz keine Rede! Ich muß das der Ehrlichkeit halber hier sagen, denn sonst verschieben sich die Perspektiven und alles wird verfälscht.

War das Latein schuld, daß die – ohnehin schon müde – Versammlung nicht recht mitkam, zumal der lateinische Text weit blasser wirkt als manche kraftvolle Stelle des italienischen Originals? Tatsächlich wird man sich fragen müssen, ob nicht zu unterscheiden ist zwischen authentischem und offiziellem Text. Offiziell ist gewiß der lateinische Wortlaut. Ursprünglich und zur Erhellung des Gemeinten bei fraglichen Stellen sicher in erster Linie berufen ist der italienische.

Langsam aber begann es auch hier zu dämmern. Man konnte die Worte drehen und wenden wie man wollte, die Eröffnungsansprache des Papstes war nicht eine jener Äußerungen, die einen spontanen Ausdruck seiner gütigen Persönlichkeit darstellen.

Diese täglichen Ansprachen wirken gerade durch ihre Unmittelbarkeit bezaubernd, sie sind das Zeugnis eines echt christlichen Mannes in einer ganz bestimmten Situation; aber man wird gut daran tun, sie nicht (losgelöst von den vielfältigen Ingredienzen des begrenzten Augenblicks) als Weltbotschaft oder Proklamation an die ganze Christenheit zu verstehen. Johannes XXIII. hat dies dem «Osservatore» gegenüber von Anfang an betont und gewünscht, sie eben deshalb nicht im Wortlaut wiederzugeben. Er kennt seine Grenzen. Eine Rede dieser Art war seine Ansprache an die Beobachter, die – eine völlige Neuheit im Vatikan – im Halbkreis um ihn herum saßen. Eine solche Ansprache waren noch eindeutiger seine Worte an die polnischen Bischöfe, deren schwierige Lage sein Herz rührte und überströmen ließ, wie man etwa ein weinendes Kind mitleidig tröstet. Nebenbei gesagt: gilt es nicht vom Standpunkt der Seelsorge aus vor allem (auch für die deutschsprechenden Bevölkerungsteile Polens), ihnen eine christliche Seelsorge überhaupt zu sichern? Der «Osservatore» tat sehr richtig, die Polenansprache nicht zu veröffentlichen. Was nämlich im kleinen Kreis ein rührend tröstliches Wort war, mußte – als Weltproklamation betrachtet – als eine große Unklugheit erscheinen. Die Lüge jedoch liegt nicht im Papstwort, sie ist in der Vertauschung der Situationen verborgen!

Nicht so die Eröffnungsrede des Konzils! Der Papst hat sie wochenlang erarbeitet. Jedes Wort hat seinen genau durchdachten Platz. Hier will er in den versammelten Konzilsvätern die ganze Christenheit ansprechen. Alles, was hier gesagt wird, muß deshalb von der Öffentlichkeit voll ernst genommen werden. Wir haben es mit einer ganz bewußten Regierungserklärung des Oberhauptes der Kirche zu tun, mit einer Marschrouten, einem Wegweiser für das Konzil.

In diesem Licht bekommen die Einzelheiten ein besonderes Gewicht.

Darf ich einige Punkte herausheben:

Es scheint mir von außerordentlicher Wichtigkeit, daß die Grundmelodie, die der Papst intoniert, nicht (wie sicher die meisten erwartet haben und wodurch bis zur Stunde fast alle Erklärungen zur Weltlage geistlicher und weltlicher Größen gekennzeichnet waren) vom Ernst unserer Situation durch die Bedrohung der höchsten Menschheitsgüter bestimmt wird. So sind wir es ja zu hören gewöhnt: «Die Lage war noch niemals so ernst wie eben jetzt». So tönt das Echo seit Jahren von allen Felsenriffen der Verteidiger unserer Zivilisation! Der Papst aber sagt: «An den Anfang dieser großen Versammlung möchte ich eine tröstliche Feststellung setzen, indem ich auf die glücklichen Umstände hinweise, unter denen das ökumenische Konzil beginnt». Ist das nun lediglich Temperamentssache? Er ist eben eine Frohnatur, unser heutiger Papst Johannes XXIII! Oder ist er einfach naiv (wie mir ein großer amerikanischer Journalist nachher sagte), «ein herrlicher Mann, der aber nicht ahnt, wie gefährlich der Kommunismus ist» ...?

Sich mit der einen oder der andern dieser beiden Antworten zu begnügen, scheint mir außerordentlich oberflächlich. So

einfach liegen die Dinge nicht. Gewiß sind wir heute bedroht. Kein Mensch kann das leugnen. Worauf es aber bei einer Versammlung, wie das Konzil sie darstellt, ankommt, ist eben dies: ein wenig zurückzutreten von den Tagesereignissen, Distanz zu gewinnen, Vorgestern, Gestern und Heute miteinander zu vergleichen, eine Linie zu ziehen, betend zu schauen, wie sich das Wirken Gottes abzeichnet in der Geschichte, aus der Geschichte zu lernen, wie Gott mit den Menschen handelt. Er handelt immer anders, als wir erwarten – und selbst seine Vorhersagen in der Hl. Schrift erfüllen sich zwar bis ins letzte, aber meist anders als wir, die wir immer uns selbst in die Ausdeutung mithineinbringen, vermuten. Das ist es, was der Papst sagen will; er ist ein tiefgläubiger Mensch. («Lange vor Pius IX. wird er noch selbst heilig gesprochen», sagte mir ein Monsignore scherzend.) Diese Linie des Handelns Gottes mit den Menschen ist eine positive Linie. Man ist kein Christ mehr, wenn man das leugnet. Sie liegt nicht immer offen zutage. Man muß einen beweglichen Geist haben, um sie zu finden, aber man muß, will man ein Christ sein, sie suchen; an kleinen Anzeichen vielleicht, die man bei dem großen Lärm vordringlicher, im Augenblick erschreckender Gefahren ganz übersieht. Man darf nicht im Suchen nach Sicherheit sich und die Wahrheit verlieren. Das hat nun nichts mehr mit «Temperament» und «Naivität» zu tun, es geht um christliche Grundhaltung.

Deshalb gehen dem Papst die «christlichen» Unheilspropheten so auf die Nerven. Sie stehen in seiner nächsten Umgebung.

«In Erfüllung unseres täglichen Hirtenamtes verletzt es uns, wenn wir bisweilen Leute anhören, die zwar überaus eifrig, aber nicht gerade mit einem übergroßen Sinn für Discretion (Unterscheidung der Geister) und für das rechte Maß begabt sind. Sie sehen in der modernen Zeit nur Ungehorsam und Verderben; sie sagen, unsere Zeit sei im Vergleich zu früheren schlechter geworden; sie benehmen sich, als hätten sie aus der Geschichte, die uns immerhin lehrt, wie das Leben ist, nichts gelernt und als ob die früheren ökumenischen Konzilien ein glatter Triumphzug des christlichen Gedankens und Lebens und der religiösen Freiheit gewesen wären.

Diesen Unheilspropheten, die uns immer nur Verderben voraussagen, als stehe das Weltende nahe bevor, können wir in keiner Weise zustimmen.

Wie die Dinge heute stehen, geben wir einer neuen Ordnung der zwischenmenschlichen Beziehungen entgegen, die durch der Menschen Bemühungen und über ihr Erwarten hinaus die höheren und überraschenden Pläne der gütigen Vorsehung erfüllt».

▷ Beachten Sie bitte in diesen Sätzen: Den Unheilspropheten – sie reichen von den sturen, unbeweglichen Sicherheitsmenschen bis zu den Anhängern von allerhand Privatoffenbarungen (uneröffnetes Geheimnis von Fatima, Heroldsbach usw.) – wird gerade das vorgeworfen, was diese «Eifrigen» den Vertretern einer im letzten und in der großen Linie zukunfts-frohen Haltung entgegenhalten: Mangelnde Discretion und zu wenig Ausgeglichenheit im Urteil. Wie viel sympathischer muß dem Papst doch ein Teilhard de Chardin sein, der die Einheitsbestrebungen der Menschen durchaus in der Richtung dieser Ausführungen deutet. Obwohl man nicht wird sagen können, der Papst habe mit diesen Worten Teilhard gerechtfertigt oder auch nur an ihn gedacht, so kann die Verwandtschaft der Einstellung doch nicht geleugnet werden.

▷ Beachten Sie weiter, daß die Vorsehung Gottes nicht darin besteht, durch ein Eingreifen Gottes von außen, sei es Strafgericht, sei es ein Wunderzeichen am Himmel, die Welt zu verbessern. Gott ist schon in der Welt durch Jesus Christus und wirkt schon in ihr. Das Bemühen der Menschen «erfüllt» er – über ihr Erwarten hinaus ...

▷ Beachten Sie drittens die kurze Andeutung von der religiösen Freiheit. Man kann darin wohl einen Hinweis darauf sehen, daß der Papst für die Freiheit der Kirche keineswegs die enge Verschmelzung von Kirche und Staat, wie sie das Mittel-

alter kannte, ideal findet. Er kommt auf diesen Punkt gleich zurück: «Man kann nicht leugnen, daß die neuen, modernen Lebensbedingungen wenigstens den Vorteil bieten, die unzähligen Hindernisse, die früher von seiten der Welt einer freien Entfaltung der Kirche in den Weg gelegt wurden, ausgeräumt zu haben. Wer auch nur flüchtig die Kirchengeschichte durchblättert, sieht deutlich, daß die Konzilien, deren Ablauf eine Serie echter Lichtblicke für die Kirche bedeutet, oft nur unter größten Schwierigkeiten und unter Tränen abgehalten werden konnten, weil sich die irdische Macht ungebührlich dazwischenschaltete. Zugegeben: die Beherrscher dieser Welt wollten oft in ehrlicher Absicht die Kirche beschützen, aber meistens ging das nicht ohne Schaden und Gefährdung ihres geistlichen Auftrags ab, denn die weltlichen Machthaber handelten nur allzusehr entsprechend den Interessen ihrer eigenen Politik.» Das sind kluge Worte eines Kenners der Geschichte. Die Konsequenzen, die sich daraus ziehen lassen, gehen sehr weit. Politischen Instrumenten vertraut die Kirche ihre geistlichen Interessen besser nicht an, selbst wenn sie von Männern gehandhabt werden, die gewiß ehrlich die Kirche schützen und verteidigen wollen. «Fast immer» wird das ihre geistliche Freiheit zu ihrem Schaden beeinträchtigen! Man kann sicher nicht sagen, daß diese Einsicht schon überall durchgedrungen wäre. Das Verhältnis von Politik und Religion wird noch weitherum vom Leitbild vergangener Zeiten bestimmt, die der Papst nicht wiederkehren sehen will.

Wenn ich nicht irre, ist der Papst auch nicht glücklich über die Vorlage zum sogenannten «Depositum fidei», das heißt zum uns überlieferten Glaubensgut. Seine Worte sprechen hier für sich selbst und bedürfen kaum einer Erklärung:

«Den kostbaren Schatz (des überlieferten Glaubensgutes) haben wir nicht bloß zu bewahren, als ob wir uns nur mit dem Altertum beschäftigen würden! Wir haben vielmehr die Pflicht, uns mit Eifer und ohne Furcht an das Werk zu machen, das unsere Zeit verlangt, um so auf dem Weg weiterzuschreiten, dem unsere Kirche seit zwanzig Jahrhunderten folgt. Das Entscheidende bei diesem Konzil besteht also nicht in der Erörterung dieser oder jener Grundwahrheit der Kirche, wobei in breitausholender Wiederholung die Väterlehre und die alten und neuen Theologenmeinungen dargelegt werden. Das alles wird als bekannt und den Konzilsvätern vertraut vorausgesetzt. Dazu aber war kein Konzil notwendig. Was aber der christliche, katholische und apostolische Sinn der ganzen Welt erwartet, ist dies: Von der neubelebten, unbefangenen und ruhig hingenommenen Gesamtlehre der Kirche in ihrer Reinheit und Bestimmtheit, wie sie uns noch in den Konzilsakten von Trient bis zum Vatikanum I aufleuchtet, ausgehend muß ein Schritt nach vorwärts getan werden in der Wahrheits-ergründung und in der Gewissensbildung, ein Schritt, der sich getreu an die authentische Lehre hält, der aber auch diese entsprechend den Forschungsmethoden und sprachlichen Ausdrucksweisen des modernen Denkens durcharbeitet und darlegt. Etwas anderes ist die Substanz (das Wesentliche) der alten Lehre der Hinterlage des Glaubens und etwas anderes die Gestaltung ihrer Einkleidung: Und darauf ist großes Gewicht zu legen, nötigenfalls mit Geduld. Alles nämlich ist nach der Gestalt und dem Maß eines Lebramtes zu bemessen, das in erster Linie auf die Seelsorge ausgerichtet ist.»

Sie werden bemerkt haben, daß ich mich in diesem Abschnitt an den italienischen Text halte. Obwohl er weit schwieriger ist, halte ich ihn für stärker und letzten Endes deutlicher als den alle sprachlichen Härten einebnenden lateinischen. Auf alle Fälle ist das die bedeutendste Stelle der Ansprache! Viele glauben, die federführende Hand von Kardinal Bea in diesen Sätzen zu erkennen, und tatsächlich bestätigen sie die heute wieder angefochtenen Worte Pius XII. in seiner Bibelenzyklika, mit denen er der neuen Exegese die Tore öffnete. Auch an diesem Rundschreiben war Kardinal Bea bekanntlich nicht unbeteiligt. Aber darüber hinaus: Welche Bedeutung können diese Worte für die Bildung einer dem Denken der «jungen Völker» angepaßten Theologie und Seelsorge gewinnen! Ganz

abgesehen von dem, was Kardinal Frings die «Koine», die gemeinsame Sprache der modernen, von der Technik geprägten Welt nennt. Schon damals nach der Genua-Rede von Kardinal Frings hieß es, daß der Papst aufs tiefste bewegt und erfreut gewesen sei. Man darf also hier auch einen Wiederhall dieses Erlebnisses sehen.

Lassen Sie mich weitere Texte übergehen, welche die moderne Neueinstellung charakterisieren, die der Papst den Konzilsvätern empfiehlt. Die Presse hat sie gewiß schon hervorgehoben, weil sie auf der Hand liegen. Halten wir fest: die Papstrede war keine Bombe, sie war eher einem Wohlgeruch zu vergleichen, der allmählich in einen Raum eindringt, die ganze Atmosphäre, die atmenden Menschen fast unbemerkt mit Freude erfüllt. Das garantiert nachhaltige Wirkung.

Die ersten Plenarversammlungen

Ein kurzes Wort noch über die drei ersten Plenarversammlungen des Konzils. Wie eine Bombe wirkte im ersten Augenblick die Intervention der Kardinäle Liénart und Frings in der ersten. Sie war tatsächlich weit harmloser als das in der Ferne aussehen mag, hängt aber mit der Papstansprache eng zusammen. Die Ansicht Felicis ging dahin, als Kommissionsmitglieder für das Konzil die Mitglieder der vorbereitenden Kommissionen zu wählen. Das wäre gewiß auch angenommen worden, da die vorbereitenden Kommissionen ja sehr international zusammengesetzt waren und in vielen Punkten gewiß gute Arbeit geleistet haben. Erst im Licht der Papstansprache wurde es vielen klar, daß ein Teil der sieben Vorlagen, welche schon in den Händen der Bischöfe sind, den gewünschten Richtlinien wenig entspricht. Sie sollen alte Lehren auch dem Gewand nach, ohne Berücksichtigung neuer Entwicklungen, wiedergeben, ganze Kataloge von Verurteilungen enthalten. Man mußte sich also fragen, ob nicht neue Männer die Kommissionen (zumal die theologische) bevölkern sollten, wenn man hier einen Wandel erreichen wollte. Dazu aber mußte man die anwesenden Bischöfe, wenigstens im großen und ganzen, kennen. Man mußte wissen, welche in irgend einem Gebiet bereits hervorgetreten und sich als tüchtig erwiesen hatten, welche Richtung sie bei Streitfragen vertraten und so fort. Da dies zur Zeit der ersten Versammlung in keiner Weise der Fall war, erfolgte die Intervention. Beachten Sie aber, daß über das Begehren der beiden Kardinäle keine Abstimmung erfolgte. Die Sache wurde am Präsidententisch der Zehn erledigt. Von Revolution war also keine Rede. Einem französischen Korrespondenten, der sachlich diese Begebenheit berichtet hatte, setzte in Paris die Redaktion dicke Balken über seine Worte, des Inhalts: Revolte gegen die Kurie usw. Der Arme brach in Tränen aus, als er dies sah. Man muß nicht die Perspektiven der Heimat einfach auf das Konzil übertragen. Auch Fulton Sheen, der heute morgen (Sonntag) den Journalisten eine kurze Predigt hielt, verwies auf diesen Punkt nachdrücklich ...

Die Zwischenzeit war nun ausgefüllt mit dem «Kennenlernen». Man sprach von nationalen Blockbildungen, von wilden Richtungskämpfen und dergleichen. Natürlich zeigten sich

diese Gespenster eins nach dem andern und drückten ihre Gesichter an die Scheiben der bis tief in die Nacht tagenden Bischofskonferenzen, die naturgemäß teils nach Sprachgruppen, teils nach Kontinenten (z. B. Afrika, Südamerika), teils nach ihrer Geschichte sich gebildet hatten. Ehrlicher Weise muß aber zugegeben werden, daß im großen und ganzen das Bestreben, keiner Nation und nicht einmal einer Richtung das eindeutige Übergewicht zu geben, bei allen, auch bei den gefährdeten Italienern, ganz zu schweigen von den Spaniern, obenaufschwang. Man wollte nicht schwärmen und sachlich bleiben, jeden starr abgeschlossenen Block vermeiden.

Seit gestern ist nun das Abstimmungsergebnis der zweiten Plenarversammlung weitgehend bekannt. Von den 34 aufgestellten Listen, die natürlich jeweils nicht immer alle 16 Plätze mit je eigenen Vorschlägen bestückt hatten, war die zentraleuropäische (Deutschland, Frankreich, Holland, Belgien, Schweiz, Jugoslawien, Österreich, Skandinavien) die internationalste, da sie nicht nur, wie die meisten andern, ihre eigenen Kandidaten präsentierte, sondern maßvoll offene Persönlichkeiten aus aller Welt vorschlug.

Von dieser zentraleuropäischen Liste (sie enthielt 16 Vorschläge) wurden für die 16 Plätze der liturgischen Kommission 12 gewählt. Von den restlichen vier nahm der Papst in seine zusätzliche Achterliste noch zwei auf, so daß in dieser Kommission die zentraleuropäische Liste fast vollzählig vertreten ist. Man darf wohl verraten, daß in der Sicht der Beobachter die liturgische Vorlage die weitaus bestgelungene ist, auch in Hinsicht auf die durchschimmernde Auffassung von der Kirche. «Auf Grund dieser Vorlage, die viele positive Anregungen für uns enthält, kann nun wirklich ein Gespräch zwischen den Konfessionen angeknüpft werden, was sich von der Vorlage über die Glaubensquellen (Tradition und Schrift) nicht sagen läßt», berichteten mir zwei Beobachter. Das ist nun auch der Grund, weshalb diese Vorlage im Konzil als erste behandelt wird. Das wird vermutlich so lange gehen, daß in der Zwischenzeit (zumal wenn als zweite Vorlage die Massenmedien vorgenommen werden) eine Neubearbeitung der eigentlich dogmatischen Vorlagen, eventuell auch ihre völlige Ersetzung durch für ein Seelsorgskonzil wichtigere Themen ausgearbeitet werden kann.

Die theologische Kommission, zu der die zentraleuropäische Gruppe auch 16 Namen gegeben hatte, enthält (nach der Wahl) von diesen neun. Sieben wurden nicht gewählt. Die Papstnominierungen sind noch nicht bekannt. Ich will die Namen der gewählten Bischöfe anführen: Schröffer (Eichstätt); Garrone (Toulouse); König (Wien); Van Dodewaard (Haarlem); Léger (Montréal); Charue (Namur); Wright (Pittsburgh); Roy (Quebec); Seper (Zagreb), diese entstammen der zentraleuropäischen Liste. Von der italienischen Liste: Florit (Florenz); Peruzzo (Agrigent). Die restlichen fünf sind aus außereuropäischen Ländern: Scherer (Porto Alegre); Dearden (Detroit); McGrath (Panama); Griffiths (New York); Santos (Manila).

Übersieht man die ganze bisherige Entwicklung, einschließlich die Konzilsproklamation von gestern, die den Dominikaner P. Chenu zum Hauptverfasser haben soll, dann wird man nun doch tatsächlich den Finger des Hl. Geistes erkennen können.

Entschuldigen Sie, bitte, die unmäßige Länge dieses Briefes. Er ist eben der Anfang, und eine ganze Menge nicht bloß interessanter, sondern auch wichtiger Dinge habe ich ohnedies weggelassen. Von den Beobachtern will ich das nächste Mal berichten.

M. v. Galli

KOMMENTARE

Bildungsarbeit im Gebiet der Massenmedien

In der 1957 erschienenen Untersuchung von Hans Müller: «Der Film und sein Publikum in der Schweiz» lautete die Schlußfolgerung: «... nach unserer Meinung kann eine Gesundung des Films nur dauernden Erfolg haben, wenn sie vom Publikum ausgeht. Der erste Schritt dazu wäre eine Filmerzziehung auf breiter Basis».

Nun, es scheint, daß dieser erste Schritt in Wirklichkeit der letzte sein wird beim Aufbau einer die Kinoprogrammation unseres Landes wirklich bestimmenden Filmkultur. Was wenigstens die Schule betrifft, ist das «Ceterum censeo» des «Filmberaters»¹: «Die Massenmedien müssen in die Bildungstradition der Schule von heute aufgenommen werden»,

¹ Organ der Filmkommission des Schweizerischen Katholischen Volksvereins.

erst in den Kantonen Zug und Schwyz verwirklicht worden (Beschluß des Erziehungsrates vom 15. Juli 1960 bzw. vom 14. Dezember 1961). Es darf indes darauf hingewiesen werden, daß dank des unermüdlchen Einsatzes einer Handvoll Leute im Verlauf der letzten zwanzig Jahre eine kleine filmkulturelle Elite herangewachsen ist, deren Existenz von der Filmwirtschaft nicht mehr ignoriert wird. In gegen zwanzig überregionalen Organisationen und Institutionen wird heute eine beachtliche Arbeit geleistet.

► Von neueren Gründungen sei beispielsweise die «Schweizerische Arbeitsgemeinschaft Jugend und Film» erwähnt. Sie führt zusammen mit dem Freizeidienst der «Pro Juventute» eine Dokumentations- und Beratungsstelle, gibt ein eigenes Bulletin heraus und hat in ihren Kursen für die Lehrerschaft der Filmbildungsarbeit kräftige Impulse gegeben.

► Auf katholischer Seite hat die «Arbeitsgemeinschaft Schule und Massenmedien» des katholischen Lehrervereins der Schweiz eine intensive Tätigkeit aufgenommen. Wir verdanken ihr u. a. eine wertvolle Sondernummer der «Schweizer Schule» (Nr. 15, Mai 1962, Walter Verlag, Olten) über Film-erziehung.

► Unbedingt zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang die von Menzinger Schwestern geleitete *Mädchensekularschule in Zürich*, die als erste Schule der Schweiz den Filmbildungsunterricht eingeführt hat und ihn seit Jahren systematisch betreut. Die Lehrkräfte dieser Schule haben 1960 – die erste Publikation dieser Art in unserem Lande – eine vielfältigste «Filmkunde, Leitfaden für Filmbildungsunterricht, 7.–9. Schuljahr» herausgegeben. War diese Veröffentlichung für die Lehrerschaft bestimmt, so ist eine soeben erschienene Serie von vier Heftchen für die Schüler gedacht.

Die Hauptschwierigkeit einer vertieften Arbeit auf dem Gebiet der Massenmedien liegt gegenwärtig noch darin, daß zu wenig gründlich vorgebildete Kader vorhanden sind. Zwar haben verschiedenste Vereinigungen seit Jahren immer wieder Vorträge und Kurse veranstaltet. So wertvoll diese sind, können sie dennoch nicht als Äquivalent einer systematischen, sich über Jahre erstreckenden Bildungsarbeit gelten. Es ist eine nachgerade sträfliche Indifferenz, wenn unsere Universitäten den Massenmedien noch immer keine Beachtung schenken. Mit einer Ausnahme. Die Universität Freiburg entschloß sich im Jahre 1957, Film, Radio und Fernsehen in ihr Unterrichtsprogramm aufzunehmen. Seit vier Jahren werden den einzelnen Medien abwechselnd ganze Semester gewidmet. Die diesjährigen Filmvorlesungen erfreuten sich eines regen Zuspruchs. Für das kommende Winterhalbjahr ist ein Radiokurs «Das gesprochene Wort» vorgesehen. Seine konkrete Durchführung (im Rahmen des Instituts für Pädagogik und angewandte Psychologie) ist der sehr aktiven «Arbeitsgruppe für Radio und Fernsehen» übertragen worden. Das Programm sieht vor: Programmpsychologisches (Dr. Kurt Schenker), Tagesablauf und Programmierung (Dr. Samuel Bächli), Monolog und Dialog – Vortrag, Diskussion, Gespräch (Alfons Matt), Das Radio im Fernsehzeitalter (Dr. Paul Meyer), Die Reportage (Friedrich Brawand), Die Wortsendungen im Fernsehen (Dr. Guido Frei), Die Hörfolge (Franz Faßbind), Religiöse und kirchliche Radiosendungen (Eva Merz).

Für die kommende Entwicklung versprechen einige neuere Initiativen wertvolle Arbeit.

► Auf Anstoß des Zürcher Mittelschulfilmklubs ist anfangs Oktober zum zweiten Mal die *Engelberger Mittelschul-Filmwoche* durchgeführt worden. Das Interesse war so groß, daß viele Dutzend Anmeldungen nicht mehr berücksichtigt werden konnten. Hundertfünfzig Schüler aus der deutschen und der welschen Schweiz studierten zusammen mit Lehrern und Filmfachleuten unter dem Motto «De l'enfance à la mort» zehn (mit Ausnahme von «Citizen Kane») aus den letzten zehn Jahren stammende Filmwerke.

► Ebenfalls zum zweiten Mal veranstalten die Unio Academica und der Altherrenbund des schweizerischen Studentenvereins ihr «*Akademisches Filmforum*», diesmal im katholischen Akademikerhaus in Zürich (17./18. November). Letztes Jahr war es dem Thema «Der deutsche Nachkriegs-

film als Spiegel der Gesellschaft» gewidmet gewesen, dies Jahr wird es um «Die Gestaltung des Religiösen im Film» gehen. In der Westschweiz hat die Ligue Romande du Cinéma schon mehrere, sehr gut besuchte Filmbildungskurse durchgeführt. Damit haben nun auch die Romands ein Pendant zu den seit Jahren bei uns üblichen Filmkursen des katholischen Filmbüros, des Jungmannschaftsverbandes und einzelner «Filmkreise».

Es scheint, daß man immer weniger Grund hat, das Filmfestival von Locarno unter die Kategorie filmkultureller Anlässe aufzunehmen. Die Kritik an der diesjährigen Veranstaltung fiel beinahe einhellig negativ aus. Ganz allgemein muß festgestellt werden, wie sehr noch immer Mißverständnisse, die aus einem Mangel an Sachkontakt herstemmen, die Kulturarbeit auf dem Gebiet der Massenmedien belasten. Es wird noch mancher Anstrengungen bedürfen, die unfruchtbar abschätzige Haltung entscheidender Kreise den «Massen»-Medien gegenüber zu einer positiv aufbauenden Einstellung zu wandeln. SB

Heimatlosigkeit

(Gedanken zu einer «personalen Flüchtlingshilfe»)

In unserem Jahrhundert vollzieht sich die größte Völkerwanderung aller Zeiten. Seit Anfang des 20. Jahrhunderts mußten schätzungsweise 150 Millionen Menschen auf der ganzen Erde ihre Heimat verlassen. Davon entfallen auf Europa annähernd 68 Millionen Flüchtlinge. Seit 1945 haben allein in der Bundesrepublik Deutschland ungefähr 12,5 Millionen Menschen aus den Ostgebieten Aufnahme gefunden. In der Schweiz leben gegen zwanzigtausend Flüchtlinge, davon rund zehntausend Ungarn. Im «Weltflüchtlingsjahr» wurden große Anstrengungen gemacht, die Flüchtlingsnot überall auf der Erde wenn nicht zu beseitigen, so doch zumindest zu lindern. Heute sind allenthalben selbstlose Menschen am Werk, um die Heim- und Heimatlosigkeit aus der Welt zu schaffen. Der Strom der «Heimatlosen» verstärkt sich aber täglich. Die Bewegung der Fremdarbeiter schafft zusätzliche Probleme. Hinter diesen trockenen Angaben verbirgt sich eine menschliche Misere, an der kein Christ schweigend vorbeigehen kann. Die Gewissensforschung des heutigen Christen sollte immer wieder die Frage einschließen: «Was habe ich heute für die Heimatlosen getan?» Leider fehlt diese Frage heute noch in unseren Beichtspiegeln. Und diese Frage sollte nicht nur in bezug auf das Portemonnaie gestellt werden, sondern in erster Linie auf der Ebene des personalen Mitseins. Die Heimatlosigkeit ist sozusagen das metaphysische Problem unseres Jahrhunderts geworden. Der Heimatlose ist in seinem Sein bedroht. Diese «metaphysische Erkrankung» des Seins kann nicht mit administrativen oder karitativen Mitteln aus der Welt geschaffen werden. Um überhaupt helfen zu können, muß das Problem der Heimatlosigkeit klar gesehen werden. Der christliche Philosoph hätte heute die dringende Aufgabe, es seinen Mitmenschen sichtbar zu machen. Unser Bericht möchte zu dieser philosophischen Arbeit einige Anhaltspunkte geben. Er stützt sich auf den autobiographisch gefärbten Aufsatz von Günter Anders: *Der Emigrant* («Merkur», Juli 1962, Seiten 601–622). Es sollen hier drei Stellen sichtbar gemacht werden, an denen das Sein selbst des Emigranten erkrankt und gleichsam gebrochen ist.

Zerfall des Lebens: Das Leben gliedert sich in Phasen auf. Jede dieser Phasen hat ihre unvertauschbare Eigenart, ihr Eigengewicht und ihr eigenes Gepräge: die eine kann nicht durch die andere ersetzt werden. Durch die einzelnen Lebensphasen steuert der Mensch wachsend Krisen entgegen. Gewöhnlich unterscheidet man fünf solcher Krisenzeiten: Krise der Geburt, der Reifung, der Erfahrung, der Grenze und der Loslösung. Der Mensch soll diesen Krisen so begegnen, daß er sich von der «überlebten» Existenzweise löst und doch das Wertvolle und Lebeträgende aus der alten Lebensphase in die neue hinüberrettet. So entsteht das «gelebte Leben», das eine Einheit bildet und den Menschen einem vollendeten Personsein entgegenwachsen läßt. Diese Vereinheitlichung des Lebens wird dadurch erleichtert, daß sich die Übergänge von einer Phase zur andern im Rahmen einer Umwelt abspielen, die als eine

Konstante empfunden wird. Diese Umweltkonstante sichert weitgehend den Zusammenhang, die Einheit des Lebens.

Nun weist Günther Anders darauf hin, daß diese Voraussetzung der Lebensseinheit beim Emigrant, der von Umwelt zu Umwelt gestoßen wird, dahinfällt. «Die Kerben, die die Phasen unseres Lebens voneinander trennen, reichen viel tiefer als jene Kerben, die Lebensphasen gewöhnlich gegeneinander abgrenzen; so tief, daß die Zugehörigkeit der Phasen zum Leben als einem unspürbar, sogar objektiv fraglich, geworden ist» (Seite 601). Nicht als ob das Leben des Heimatlosen an Lebensstoff dürrig wäre. Der Menge nach würde er sogar für ein reiches Menschenleben auslangen. Der Heimatlose bekommt aber das Ganze des Lebens nicht mehr in den Griff. Er ist zu einer Vielheit verurteilt und es kommt ihm oft so vor, als hätte er überhaupt kein Leben hinter sich. «Da es unser Schicksal war, aus jeder Welt, in die wir geraten waren, in eine nächste gejagt zu werden, und da wir unter dem Zwang standen, uns mit immer neuen Inhalten zu saturieren, aber zwar mit solchen, die auf die alten nicht verwiesen, liegen nun die (den verschiedenen Welten zugeordneten) Zeiten quer zueinander. Nach jeder Knickung wurde das der Knickung vorausliegende Stück Leben unsichtbar» (Seite 604). Das «neue Leben» des Heimatlosen zweigt sich vom Stamm seines bisherigen Lebens in eine völlig neue Richtung ab. «Das zweite Leben steht im Winkel vom ersten ab, und das dritte wieder vom zweiten, jedesmal findet eine 'Wegbiegung' statt, eine Knickung, die den Rückblick – beinahe hätte ich geschrieben: physisch – unmöglich macht» (Seite 604). Anders bringt ein Beispiel, das als Grenzfall die Normalfälle beleuchtet. «Als ich Herrn K., den ich in Deutschland flüchtig gekannt hatte, in Kalifornien als Siebzigjährigen wiedersah, hatte er eine Odyssee hinter sich, die ihn von Berlin nach Paris, von dort nach Lissabon, von dort nach Shanghai, von dort nach Los Angeles verschlagen hatte. Um den Mann stand es folgendermaßen: Die Existenz seiner bereits hinter ihm liegenden 'vitae' war ihm natürlich nicht unbekannt, an deren Einzelheiten aber konnte er sich nicht erinnern. Erkundigte man sich nach diesen, dann reagierte er so, als fragte man ihn nach Details aus dem Leben seines Vaters oder Großvaters, also vage und unwirsch» (Seite 605).

Diese erstaunlich genaue Zeichnung der ersten Komponente der Heimatlosigkeit zeigt uns deutlich, daß das Flüchtlingsproblem viel tiefer in die Existenz des Heimatlosen hinunterreicht, als daß es auf administrativer, sozialpsychologischer oder karitativer Ebene zu lösen wäre. Ohne Heimat zerfällt die Existenz selbst. Da muß eine menschliche Hilfe einsetzen, und zwar auf der Ebene des existentiellen Mitseins. Man kann einem Menschen durch die Freundschaft gleichsam eine neue Heimat schaffen. Das Gebot der christlichen «Fremdenliebe» – sie ist ja ein Wesensmerkmal eschatologischer Verheißung: «Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters, denn ich war fremd und ihr habt mich beherbergt» – sollte heute ganz personal, in der Form der Freundschaft geübt werden: wir sollen den Fremden nicht nur in unser Haus und Heim aufnehmen, sondern in unser Inneres. Erst so bieten wir ihm nämlich richtig Heimat. Mehr noch als in anderen Freundschaften muß hier die «schöpferische Treue» eine ausgezeichnete Rolle spielen. Indem wir dem Heimatlosen «treu» sind, verleihen wir seinem zerfallenden Leben eine neue Festigkeit. Dies ist durchaus realontologisch gemeint: die Freundschaft verbindet uns in eine existentielle Einheit; sie versetzt ihn in unser Inneres, oder umgekehrt, sie baut aus unserem eigenen Leben seine Innerlichkeit auf; die Treue verleiht dann seinem Leben eine echte Kontinuität; und diese Kontinuität ist jetzt, nachdem wir mit ihm durch die Freundschaft in eine existentielle Einheit verbunden worden sind, nicht mehr äußerlich, sondern gehört zu seinem eigenen Seinsbestand. Dies kann aber nur in einem sehr langsamen Prozeß geschehen, der an uns – vor allem an unsere Geduld – enorme Forderungen stellt. Doch muß diese Heilung ihrem Wesen gemäß langsam sein, da es sich hierbei um die Genesung der inneren Zeit des Heimatlosen handelt. Wir müssen also in unserer Gewissenserforschung uns folgendermaßen befragen: «Habe ich einen heimatlosen Freund, und habe ich ihm heute meine Treue bewiesen?»

Verlust der Sprache: Als Sprechender findet der Mensch in der Welt erst richtig Heimat. Wie sich unsere Seele im Leib inkarniert, mit ihm eine Substanzeinheit bildet und erst so wirklich zur Seele wird, inkarniert sich unser denkendes Da-

sein in Worten. Das Wort ist also mehr als der Gedanke, wie auch der Mensch mehr ist als seine Seele. Ja man könnte sagen: wie der Mensch ursprünglicher ist als seine Seele und sein Leib je für sich, so ist das Wort ursprünglicher als der bloße Gedanke. Für das denkende Dasein bildet das Wort die Leibhaftigkeit und die Heimat. Deshalb kann auch keine Sprache die andere ersetzen. Versetzt man einen Menschen aus seiner Sprache, so liefert man ihn der schlimmsten Heimatlosigkeit aus.

Die Existenz des Heimatlosen wird von Günther Anders treffend als «Stammeldasein» definiert. Der Emigrant wird nicht nur von Land zu Land, sondern auch von Sprache zu Sprache verschlagen. Und das bedeutet, «dass er plötzlich dazu verurteilt ist, einige Etagen unterhalb seines eigenen Niveaus mit der Umwelt zu verkehren, und daß sich diese Primitivierung als Bumerang auswirkt: daß der Stammelnde nun nämlich von der Umwelt, die ja keine Zeit dazu hat, Gründen nachzugehen oder auf diese Rücksicht zu nehmen, nach dem niederen Rang seines Sprechens eingestuft wird. Dieser Vorgang ist in der Tat nicht nur quälend, auch nicht nur demütigend, sondern wirklich verhängnisvoll. Niemand kann sich jahrelang ausschließlich in Sprachen bewegen, die er nicht beherrscht und im besten Falle nur fehlerfrei nachplappert, ohne seinem inferioren Sprechen zum Opfer zu fallen. Denn wie man sich ausdrückt, so wird man. Unterscheidungen, die wir als Sprechende nicht machen können (nicht mehr oder noch nicht), die spielen bald auch für uns als sinnliche oder moralische Wesen keine Rolle mehr ... Im Augenblick, da wir gerettet im Exil ankamen, waren wir bereits in die neue Gefahr hineingeraten, in die Gefahr, auf ein niederes Niveau des Sprechens abzusinken und Stammler zu werden. Und Stammler sind viele von uns auch wirklich geworden, Stammler sogar in beiden Sprachen: Denn während wir unser Französisch, Englisch oder Spanisch noch nicht gelernt hatten, begann unser Deutsch bereits Stück für Stück abzubrockeln, und zumeist sogar so heimlich und allmählich, daß wir von dem Verlust nur wenig bemerkten» (Seite 620).

Die Beseitigung dieser schrecklichen Bedrohung, unter der die Heimatlosen am schwersten zu leiden haben, steht nicht in unserer Macht. Wir können unserem heimatlosen Freund nur so helfen, daß wir unserer Freundschaft und Treue eine ganz besondere Qualität verleihen, die sie, insofern sie echt sind, bereits besitzen, aber in diesem Fall noch ausgeprägter in Erscheinung bringen sollen: jede echte Freundschaft bedingt eine «Kommunikation»; die Freunde erlangen die Einheit des Seins und in dieser Einheit eine tiefe Konnaturalität des Wesens; zwischen den Freunden und vielleicht noch mehr zwischen den Liebenden verschwindet langsam die Sprache; die kleinsten Zeichen können Träger von Mitteilungen sein; ja sogar aus dem Schweigen des andern spricht eine Botschaft zu uns. Dieser Vorgang des Verstummens ist die höchste Vollendung des personalen Mitseins. Er zeigt, daß hier zwei Wesen derart eins geworden sind, daß sie einander in einer vorsprachlichen Unmittelbarkeit begegnen können, in der Kommunikation des Seins und nicht des Ausdrucks. In dieser Struktur der zwischenpersonalen Begegnung liegt für den Heimatlosen die Rettung. Wir sollten ihn in jenen Bereich des personalen Mitseins versetzen, in dem das Sprachliche seine Bedeutung verliert, da es seinhaft überholt und übersteigert wird: die Sprache der Liebenden geht nicht mehr von Mund zu Mund, sondern von Herz zu Herz (cor ad cor loquitur). Die Genialität des Herzens, des Liebenkönnens ist die Bedingung der Möglichkeit für eine echte Lösung des Problems der Heimatlosigkeit.

Verlorener Seinsbeweis: Der Mensch besitzt sein Dasein, insofern es von den andern bestätigt wird. Tatsächlich gilt im konkreten Leben nicht das cartesianische «cogito ergo sum», sondern dessen dialogische Abwandlung: «cogitor ergo sum», man denkt an mich, also bin ich. «Ich» entstehe gleichsam als Brennpunkt des Interesses der andern. Kein Mensch ist so gebaut, daß er es lange im Zustand der bloßen «Vorhandenheit» aushalten könnte. Die Existenz eines Menschen, der nicht mehr personal «bestätigt» wird, bricht einfach zusammen. Die Emigrationselbstmorde sind ein schrecklicher Beweis dafür.

Am Anfang des Exildaseins ergibt sich – nach Günther Anders – aus dem «Man ist hinter mir her» noch ein letztes «Also bin ich». «Auch dieses

skandalöse Minimum an Bestätigung ging rasch verloren und bald wanderten wir, wo immer der Zufall uns hinverschlagen hatte, zwischen Millionen, die uns als Luft behandelten – und so wurden wir Luft. Es hat wohl keinen unter uns gegeben, der nicht eines Tages an irgendeiner Ecke irgendeiner Stadt stehengeblieben wäre, um festzustellen, daß die Rufe und Geräusche der Welt plötzlich so klangen, als wären sie nur für die anderen gemeint – kurz: der nicht die Erfahrung gemacht hätte, daß er nicht mehr da war» (Seite 606). Ja noch mehr: Die Jagd nach «Lebenserlaubnis» (die zumeist im Warten auf Korridoren für Aufenthalts- und Arbeitslaubnis besteht) drängt den Heimatlosen in den Zustand der existentiellen Uneigentlichkeit. «Denn wem keine Zeit mehr übrig bleibt und keine Kraft mehr vergönnt wird, um sich von seinen wirklichen Sorgen verfolgen zu lassen und um unter diesen zu leiden, der ist dadurch eben sogar des Rechtes auf seine Sorgen beraubt und des Rechtes auf seine Leiden ... Ich bin Zeuge von Szenen gewesen, in denen Leidgenossen von mir aufs traurigste zu Genossen der falschen Leiden wurden, in denen sie zum Beispiel deshalb zusammenbrachen, weil sie irgendwelche ebenso idiotische wie unentbehrliche Papiere nicht ergattern konnten, oder auch deshalb plötzlich lärmend herumläuterten, weil ein Zufall ihnen diese Papiere doch in die Hände gespielt hatte – kurz: Szenen, in denen wir auf unsere triviale Misere so reagierten, als hätten wir keine anderen Sorgen, als hätten wir nie etwas von den Bluttaten drüben läuten hören oder niemals die drohende Wolkenwand des zweiten Weltkrieges heraufziehen sehen» (Seite 617). Der Skandal der Heimatlosigkeit besteht heute darin, «daß wir – und damit meine ich die Millionen unserer Erde – systematisch daran gehindert werden, emotional an den Hauptmiseren unserer Welt teilzunehmen; daß wir dazu gezwungen werden, 'falsche Tränen' zu vergießen, Tränen, die Unbeträchtlichem gelten und Trivialem; und daß wir dadurch der Zeit, der Kraft und des Rechts beraubt sind, dasjenige zu beweinen, was ein Recht, wenn nicht sogar das Alleinrecht, auf unsere Tränen hätte» (Seiten 618–619). Die Schande des «falschen Bewußtseins», durch die Karl Marx vor hundert

Jahren so verdüstert gewesen war, reicht bei weitem nicht so tief, wie diese Uneigentlichkeit des heimatlosen Daseins.

Indem wir einen Heimatlosen an unserem Leben, an unseren Sorgen, Freuden und Hoffnungen teilhaben lassen, retten wir ihn vor der Uneigentlichkeit und verleihen wir ihm Seinsbestand. Wir bestätigen ihn im tiefsten Grunde seiner Wirklichkeit. Teilhaben lassen an seinem eigenen Leben, das ist wohl der höchste Beweis einer selbstlosen Liebe und die höchste Bekräftigung der Existenz des andern: er wird dadurch ebenso wichtig und bedeutend wie unser eigenes Leben. Ja sogar noch wichtiger. Der andere erfährt dadurch sein Dasein als Gnade.

*

Indem der Christ aus seinem christlichen Bewußtsein heraus diese Taten der Liebe zu einem «Fremden» leistet, erfährt er seine eigene, grundsätzliche Heimatlosigkeit. Er sieht, wie er selbst die höchste Einheit seines Lebens in Gott noch nicht besitzt, wie er über Gott nur zu stammeln vermag und wie er die seinsbestätigende Liebe Gottes noch immer nicht ganz in sich aufnimmt. Gott gegenüber sind wir immer heimatlos. Aus dieser Erfahrung erwächst in ihm das Verlangen nach dem Himmel, nach der endgültigen und alles umfassenden Heimat: nach der letzten Einheit des Lebens, nach einer immerwährenden Kommunikation mit Gott und nach der unendlichen und in die Unendlichkeit wachsenden Teilhabe an der göttlichen Dreifaltigkeit. Das sind die letzten, metaphysischen Perspektiven dessen, was wir «personale» Flüchtlingshilfe nennen.

L. B.

DER GLAUBE DES PRIESTERS HEUTE (II)*

Der einfache Glaube

Der dritte Zug, der in der Gestalt des Glaubens von heute hervorgehoben werden muß, ist seine radikale Einfachheit. Es wird hier kein Fundamentalismus, keine Aufklärungstheologie und keine modernistische Reduktion der Glaubenssätze auf ein naturalistisch interpretiertes religiöses Grundgefühl vertreten. Es ist immer der ganze, bleibende, entfaltete, in Offenbarungs- und Dogmengeschichte irreversibel gewordene christliche, katholische Glaube gemeint. Dieser und sonst nichts. Aber auch dann, gerade dann, bleibt die Frage und Aufgabe einer radikalen Einfachheit und Einheit unseres Glaubens und unserer Glaubenserfahrung. Warum?

Gelebte Einheit des Glaubens

Glaubensmut und die Fähigkeit, die Glaubenswirklichkeit existentiell zu realisieren, werden heute mehr als je davon abhängen, daß der Glaubensinhalt nicht gesehen wird als eine riesige, fast unüberschbare Summe von Sätzen, die, alle zusammen und jeder für sich, gewissermaßen nur von außen gedeckt werden durch die formale Autorität des offenbarenden Gottes und somit getragen und bedroht sind von der ebenso abstrakt und formal (und unter Abschung von einer Inhaltlichkeit) gestellten Frage nach der Tatsache einer göttlichen Offenbarung. Eine solche formal-abstrakte, extrinseizistische Auffassung der Offenbarung und ein solcher dogmatischer Positivismus in der Sache des Glaubens werden heute der Gefährdung des Glaubens faktisch nicht siegreich begegnen können. Der Mensch von heute denkt einen zu transzendentalen, zu absoluten, zu unbegreiflichen Gott, als daß es ihm einginge, daß dieser Gott gewissermaßen eine willkürliche Menge einzelner Sätze aus dem unüberschbaren Schatz seiner Kenntnisse bloß lehrhaft mitgeteilt habe, Sätze, neben denen ebensogut und ebenso viele andere denkbar sind, die mitzuteilen ihm eben nicht gefallen hat, Sätze, die scheinbar nur als solche Lehraxiome akzeptiert werden müssen, ohne daß man recht einsieht, welche Bedeutung ihr Wissen und ihre Annahme für den Vollzug des menschlichen Daseins haben könnten. Es wird dem Menschen von heute bei seiner Gottes-

vorstellung und seiner religionsgeschichtlichen Erfahrung faktisch nicht eingehen, daß außerhalb einer bestimmten Geschichte, etwa Israels oder des kirchlichen Christentums, neben einem bißchen natürlicher Philosophie, die meist auch mißglückt, nur unbeantwortete Fragen und Irrtum in der absoluten Daseinsfrage auf dem Gebiet der Religion geherrscht haben.

Das alles aber bedeutet: Der christliche Glaube wird heute nur dann echt, unbefangen und ohne gewaltsames Verdrängen von echten Fragen und legitimen heutigen Vorentscheidungen assimilierbar sein, wenn er (ohne jede Verkürzung seines Charakters als echter übernatürlicher Offenbarung des freien, geschichtlich handelnden Gottes) erscheint als die eine, schlichte, einfache, totale Antwort Gottes auf die eine, totale Frage, die der Mensch als Dasein selbst stellt und ist, so daß Offenbarungsvorgang und -inhalt in einer wahren, echten und ganz schlichten Einheit und Einfachheit erscheinen. Welch ungeheure Aufgabe hat die Theologie in dieser Hinsicht noch zu erfüllen! Man redet zwar gerne davon, daß die Theologie noch Aufgaben habe. Nennt man aber solche, sagt man, diese oder jene seien noch unerledigt und doch sehr dringend, fühlen sich die konkreten Träger des Lehramtes und der Theologie meist nur gekränkt. Es darf bei solchen ängstlichen, an der Beruhigkeit einer früheren Situation sich Festklammernden eben nicht sein, daß nicht schon alles Wichtige gut geklärt und eigentlich gelöst sei; und wer das Gegenteil behauptet, ist für solche ein Meckerer, der nur schon längst geklärte Fragen mutwillig wieder trübt.

Eine solche weithin noch fehlende Vereinheitlichung der bloß pluralistisch ausgefalteten christlichen Botschaft müßte auch gleichzeitig eine unbefangene Synthese mit dem heutigen Weltbild und der geschichtlichen Grundbefindlichkeit des heutigen Menschen in seiner Vorsicht, Nüchternheit, Sachlichkeit, Angst vor großen Worten, in seinem Gefühl für die Entwicklung und Einheit der Welt und für Inadäquatheit auch der sublimsten Aussagen im Vergleich mit der Sache selbst bedeuten.

* Erster Teil siehe Nr. 19, Seite 215 ff.

Reduktion des vielfältigen Dogmas auf seinen Wesensursprung

Es ist selbstverständlich, daß hier der Versuch auch nur einer Andeutung der Erfüllung einer solchen Aufgabe nicht unternommen werden kann. Nur dies darf vielleicht zaghaft und vorsichtig gesagt werden:

Wenn verstanden wird, daß es im Grunde nur drei absolute Geheimnisse im Christentum gibt: Dreifaltigkeit, Menschwerdung Gottes und vergöttlichende Gnade, wenn der innere Zusammenhang dieser drei Mysterien deutlich erfaßt würde,

wenn die wesentliche Einheit besonders von Inkarnation und Gnade gesehen und es deutlich würde, daß in der ökonomischen Trinität die immanente schon eo ipso gegeben ist, weil es sich in Christus und seiner Gnade eben um die absolute Selbstmitteilung Gottes an sich handelt,

wenn verstanden würde, daß der Mensch die absolute Offenheit radikaler Verfügbarkeit auf das absolute Geheimnis Gottes hin ist,

wenn dabei in der Einheit der Botschaft von außen und der letzten Gnaden-erfahrung von innen begriffen würde, daß dieses absolute Geheimnis sich als absolut vergebende und liebende Nähe in radikaler Selbstmitteilung dem Menschen gibt und nicht der Gott abweisend schweigenden Ferne bleibt, obzwar er immer das Geheimnis ist und in solcher Selbstmitteilung sogar für uns erst eigentlich wird,

wenn endlich der aposteriorischen Christologie über Jesus von Nazareth eine existenzialmetaphysische apriorische Christologie des Gottmenschen entgegenkäme, die aus der metaphysischen Anthropologie erwüchse und auch verständlich machte, daß die absolute und endgültige Selbstzusage Gottes den Gottmenschen in einer vergöttlichten Menschheit schon impliziert, der absolute Heilbringer und die eschatologische definitive Annahme solcher Selbstmitteilung Gottes durch die Menschheit notwendig den Gottmenschen des chaledonischen Dogmas bedeutet,

dann wäre, so glaube ich, viel für diese Einfachheit der dogmatischen Grundkonzeption des Ganzen des Offenbarungsinhaltes getan, auch wenn, wie ich mir natürlich bewußt bin, die eben angedeuteten Gesichtspunkte der Einheit und Reduktion des vielfältigen Dogmas in seinen Wesensursprung hier sehr abstrakt und scheinbar, aber nur scheinbar, noch schwerer verständlich formuliert sind als die gewohnten dogmatischen Aussagen.

Denn was dann das christliche Dogma sonst noch lehrt, liegt in der Ebene des Gesellschaftlichen, des geschichtlich rein Faktischen, des Liturgisch-Kultischen. Daß aber auch und gerade die absolute Religion und die geschichtlich entfaltete Religion in diesen Dimensionen reich und komplex ist und Erbe und Last einer unübersehbaren Vergangenheit hat, das wird den Menschen von heute bei seiner gelassenen Hinnahme des geschichtlich Faktischen nicht mehr wesentlich stören oder beunruhigen. Wenn nur das Eigentlichste des Christentums bei all seiner freien Verfügbarkeit und Offenbarkeit dennoch als das göttlich Einfache und als das Selbstverständlichste erscheint und erscheinen darf, weil bei einem richtigen Verständnis des Menschen das letztlich einzig Selbstverständliche das absolute Geheimnis Gottes im Grund des eigenen Daseins ist, und die zumal leichteste und schwerste Tat des Daseins die ist, dieses selbstverständliche Geheimnis als die unsagbar liebende und vergebende Nähe anzunehmen! Darin aber ist das ganze Wesen des Christentums beschlossen, weil auch seine ganze Offenbarungsgeschichte nichts ist als die von Gott verfügte Geschichte des Zu-sich-selbst-Kommens, dieses Empfangs der göttlichen Selbstmitteilung, die in Jesus Christus ihren objektiven und subjektiven unüberbietbaren Höhepunkt hat. Unter diesen Voraussetzungen könnte auch den Menschen von heute deutlicher werden, daß das Christentum nicht nur eine der vielen, gegenseitig konkurrierenden Weltreligionen ist, sondern deren Erfüllung. Nur wenn, gewissermaßen im einen und selben fundamentaltheologischen Gang, dem Menschen von heute auch dies deutlich wird, wird er psychologisch und existentiell in der konkreten Wirklichkeit seines Denkens imstande sein, die Beweise anzunehmen, daß sich Gott gerade in Jesus Christus absolut geoffenbart hat und nicht in anderen religiösen Erscheinungen der Menschheit von höchstem Rang.

Gewichtsverteilung und Einübung

An diesem hier versuchsweise bedachten Wesenszug der heutigen Glaubensgestalt sei noch etwas ein wenig deutlicher gemacht oder noch mehr und anders formuliert, als es schon bisher geschehen ist. In unserem eigenen Glaubensleben, in unserem Gebet, unserer Meditation und unserer Verkündigung sehen wir oft vor lauter Bäumen den Wald nicht was den Glaubensinhalt angeht, und wir lernen darum die eigentlich entscheidenden Grundvollzüge des glaubenden Daseins nicht genau und nicht existentiell tief genug. Eine existentiell tiefere Verwurzelung des Glaubens im Grund des Daseins bedeutet aber notwendig auch eine vereinfachende Konzentration der Glaubensinhalte, nicht im Sinn einer Verwerfung, Ausschaltung dieser oder jener Sätze, wohl aber im Sinn einer Perspektivierung, Einordnung, existentiell wertenden Gewichtsverteilung.

Es ist zum Beispiel gar nicht leicht für den Menschen, zu wissen, was Gebet ist und wie dieses sich ereignet. Bis er das existentielle Schwindelgefühl überwunden hat, das ihm das Gebet als Autosuggestion erscheinen läßt, bis er an die Sinnhaftigkeit des Redens der lächerlichen Kreatur in die unendliche Wüste des schweigenden Gottes glaubt, bis er begreift, daß das Wort «Vater» keine riesige Projektion kindlicher, subjektivistischer Vorstellung zur vorrationalen Bewältigung des Daseins aussagt, sondern ermächtigt ist durch Gott, der, alles wirkend, die Kreatur in ihre eigene Freiheit und Liebe freigibt, bis dieses und vieles nicht nur theoretisch begriffen, sondern zuvor und danach existentiell realisiert werden kann samt all dem, was dabei an natürlicher Vorbedingung des Meditativen, der Evokation der Tiefenschichten des Menschen neu lebendig gemacht werden muß, welche Mühe, Erfahrung, immer neuer Anlauf sind da erforderlich!

Anstatt uns bei uns und bei den Gläubigen um solche letzte, einfachste Grundvollzüge des christlichen Daseins zu mühen und somit um jene einfachen und letzten Gegenständlichkeiten der Glaubenswelt, die diesen Grundvollzügen wesentlich zugeordnet sind, laufen wir oft dieser einfachen und unbewältigten Grundaufgabe davon und hinein in eine Explizitheit dogmatischer Raisonnements, an deren Gegenständlichkeiten der heutige Mensch gewiß nicht seinen Glauben existentiell einüben kann.

Ein Beispiel

Man muß, um Empfindlichkeiten zu schonen, darauf verzichten, die Kompliziertheit der heutigen Theologie und die Einfachheit des damit eigentlich gemeinten Christentums zu konfrontieren. Es sei aber erlaubt, das Gemeinte noch an einem Beispiel zu verdeutlichen.

Es werde einem Geistlichen die Aufgabe gestellt, einem Laien, nicht einer Klosterfrau oder einem alten frommen Mütterchen, sondern einem realistischen Ingenieur, einem positivistischen Professor der exakten Naturwissenschaften, klarzumachen, daß er, dieser Ingenieur oder Professor schon ganz bestimmte Erfahrungen der übernatürlichen vergöttlichenden Gnade gehabt hat, daß er dies wirklich erfahren hat; immer wieder und notwendig erfährt und daß diese «Mystik» zu den Selbstverständlichkeiten des christlichen Daseins gehört, denen kein Mensch einfach ausweichen kann, wenn er dies auch übersieht, nicht zu deuten versteht, unbewältigt auf sich beruhen läßt. Ich möchte wetten, daß ein Großteil des Klerus vor einer solchen Aufgabe zum vornehreïn kapituliert, und zwar im voraus zur durchaus offenzulassenden Frage, wie weit ein solcher Versuch beim genannten Ingenieur oder Professor faktisch ankommen mag. Ich möchte sogar fast wetten, daß ein Großteil des Klerus, wenn er ehrlich Farbe bekennet, sagen wird, daß er selber solche Erfahrungen nicht gemacht hat, die Welt des Glaubens also nur die lehramtlich von außen an ihn herangebrachte, nur begrifflich gedachte, aber unrealisierbare Wirklichkeit sei, daß also dieser Teil des Klerus mit solchem Eingeständnis beweisen würde, nicht zwar, daß er faktisch solche Erfahrungen nicht gemacht habe (Gott bewahre!), sondern daß er dem eigentlich gnadenhaft Religiösen im Grunde des Daseins ebenso hilflos gegenübersteht wie die Mehrzahl der Laien.

Wie aber sollte ein so extrinseztisches, begrifflich pluralistisches, in der Tiefe des begnadeten Daseinsvollzugs zwar vorhandenes, aber nicht zu sich selbst gekommenes Christentum dann etwas anderes bei den Laien sein können als ein angelerntes System, dessen blasse Ideologie in der nüchtern-brutalen Wirklichkeit des Alltags verdunstet, wo es nicht mehr durch Tradition und soziologische Stützen von außen äußerlich bestehen bleibt oder – verzeihen Sie das brutale Wort – weiterlebt wie bei uns, aus den psychologischen und soziologischen Voraussetzungen unseres klerikalen Berufes, also aus all den Gründen, die auch in nicht-christlichen Priesterschaften in ähnlicher Weise konservierend wirken?

Sagt einer: Nein, hinter all dem Bleibenden, hinter dem noch immer wider alles Erwarten sich Durchhaltenden des institutionellen Christentums und seines begrifflichen Lehrsystems stehe eben die unbesiegbare Gnade Gottes bei den Gläubigen und bei den Priestern, nun, dann soll ein solcher konsequent diese gewiß richtige Antwort weiterdenken. Dann wird diese Gnade eben als die unreflex, aber wahrhaft erfahrene Gnade, als die durch Gottes allgemeinen Heilswillen immer und überall am Werk seiende Gnade namenloser, schweigender Offenheit, als das sich selbst liebend und vergebend mitteilende Geheimnis Gottes erscheinen. Dann wird sich zeigen, daß solche Erfahrung der Gnade, solche ungenannte, unsagbare Mystik des Alltags zum Wesen des Christentums, zu den wesentlichen Gegenständen der Fundamentaltheologie gehört, und, wo sie angerufen und vor sich selbst gebracht wird, auch dieses begriffliche und institutionelle Christentum, das auch wesentlich ist und bleibt, erst in seine Einfachheit und Einheit bringt.

Der überweltliche Glaube

Ein vierter Zug an der heutigen Glaubensgestalt sei genannt. Erschrecken Sie nicht über die Etikette, die dem Gemeinten gegeben wird, und nehmen Sie nicht übel, daß es sich dabei teilweise nur um ein bestimmtes Moment an dem handelt, worüber eben im dritten Gang unserer Überlegungen gesprochen wurde. Ich möchte diesen Zug die Transzendentalität im Glauben und in seiner heutigen Gestalt nennen. Was ist damit gemeint?

Die Unsagbarkeit Gottes

Natürlich: immer schon hat man in einem philosophischen und theologischen Theismus gewußt, daß Gott der über alles, was außer ihm ist oder gedacht werden kann, unendlich Erhabene ist, daß keine noch so große Ähnlichkeit zwischen ihm und einer Kreatur gedacht werden kann, die nicht von einer noch größeren Unähnlichkeit in dieser Ähnlichkeit selbst durchkreuzt würde. Aber es ist nicht zu leugnen: diese absolute Transzendenz Gottes wird im religiösen Akt des Einzelnen und in der Geschichte der Gottesvorstellungen eben doch verschieden deutlich und verschieden intensiv existentiell realisiert.

Die absolute Inkommensurabilität Gottes, seine Wirklichkeit, die sich nicht als Moment und Stück in einem Weltraum des Menschen neben anderes einräumen läßt, so daß der Horizont des Menschen auch der Raum Gottes wäre, werden in der konkreten Frömmigkeit meist nur schlecht thematisch. Das ist nicht verwunderlich: eben dieser absolute Gott soll der konkrete Gott konkreten, ausdrücklichen, kategorialen Vollzugs von Religion sein. Aber er ist dies eben als absoluter Gott, als radikales Geheimnis, als alles gründender, nicht mehr von uns umfaßter Abgrund nur dann, wenn er im Akt der konkreten, kategorialen Religion wirklich – Gott bleibt, der Unbegriffliche, Nichteinzuordnende, das unmeßbare Maß, der allein unumfaßbar Anwesende. Daß Gott nur so – Gott ist, dafür hat der Mensch von heute ein unerhört waches Empfinden. Er ist – genau genommen – nur atheistisch geworden hinsichtlich eines Gottes, der ein Moment, ein oberstes Teil- und Schlußstück der Welt wäre. Wir können hier den heils- und geistesgeschichtlichen Gründen dieser berechtigten Entweltlichung Gottes nicht nachgehen, nicht zeigen, daß diese im Laufe der europäischen Geistesgeschichte sich ereignende Transzendentalisierung des reflexen Gottesbewußtseins und die damit mitgegebene Weltlichwerdung der Welt dem Wesen und der

geschichtlichen Dynamik des Christentums selbst entspringt und im Grunde kein Geschehen ist, das sich gegen das wahre Selbstverständnis des Christentums entwickelt hat.

Worauf es hier bei der Enge und Kürze unserer Überlegungen ankommt, ist nur dies: zu sehen, daß unsere eigene Glaubensgestalt im konkreten Vollzug des christlichen Lebens für uns und andere diesem ungeheuren, säkularen, mit der Neuzeit (also im 13. Jahrhundert) beginnenden und heute noch andauernden Prozeß der Transzendentalisierung noch viel mehr, empfindlicher und deutlicher Rechnung tragen muß als es üblicherweise geschieht, soll dieser Glaube für uns selbst und die andern echt und ohne falsche Anstrengung vollziehbar bleiben. Wenn wir mit geschärfter Aufmerksamkeit und mit einem wirklich heute lebendigen Empfinden für die Unsagbarkeit Gottes darauf achten, wie wir für uns denken und für andere über Gott reden, dann kann es uns nicht wundern, wenn wir uns und anderen dabei oft ungläubwürdig vorkommen müssen.

Achten Sie selbst einmal: Reden wir nicht zu oft von Gott, als ob wir ihm in die Karten geschaut, seine Geheimräte oder mindestens seine Landräte wären, als ob er der nur mühsam sich behauptende Weltregent wäre, nicht aber der, dessen absolutem Willen alles restlos untertan ist, der die innerste Macht unendlicher Größe inmitten aller Wirklichkeit ist, in Natur und Geschichte, der, der auch noch inappellabel alle Ungeheuerlichkeiten der Geschichte der Natur und des Geistes – alles je in seiner eigenen Weise – verantwortet, der, dessen Name unsagbar ist und der seine Ratschlüsse – vom seligen Jubel seiner höchsten Engel bis zum Todesröcheln der gemarterten Kreatur auf Erden – vor niemandem verantworten muß?

Achten Sie einmal genau auf die Untertöne, die in der faktischen Verkündigung der reinen Wahrheit der christlichen Dogmen mitschwingen, auf die Untertöne, auf die wir Priester selbst oft in unserer Gewohnheit und Trägheit des Geistes und Herzens nicht achten, die aber dem wirklichen Menschen von heute als ein Stück der christlichen Botschaft selbst und so als unvollziehbar vorkommen, auf die Untertöne, die bei unseren theologischen, eschatologischen, moraltheologischen Aussagen mitschwingen und Sie werden zugeben müssen: Diese Gottesvorstellung, die darin (nicht in dem eigentlich gemeinten und gesagten christlichen Dogma, aber eben auch nicht genügend abgesetzt von ihm) sich auswirkt, ist zu primitiv, zu kategorial, zu univok mit Weltbegriffen formuliert, als daß sie dem Menschen von heute sehr glaubwürdig vorkommen könnte. Es nützt nichts, gegen diese Feststellung protestierend zu verweisen auf die Sublimität der großen Theologie auch der Vergangenheit. Die Frage ist, ob die vulgäre Durchschnittspredigt, die Schultheologie in vielen Einzelfragen und der konkrete Glaubensvollzug in einem für die heutige geistige Situation wirklich genügenden Maß die primitivisierende Kategorialisierung Gottes vermeidet. Und dies mag man für unsere mitteleuropäische Situation mit gutem Recht bezweifeln.

Hier müssen wir zum Heil des eigenen und fremden Glaubens viel empfindlicher werden. Wir dürfen in unseren Glaubensaussagen nicht den Eindruck haben und erwecken, als wüßten wir mehr, als dem Menschen, auch von Gott her, vom absoluten Geheimnis und seinen Ratschlüssen zu wissen möglich sein kann. Es muß in unseren theologischen Aussagen deutlich werden, daß sie Engen aufsprengen, menschliche Einseitigkeiten überwinden, letztlich einweisen – nicht in menschliche Sätze, sondern in das Geheimnis Gottes, das alles Begreifen übersteigt und alle Dialektik der endlichen Wirklichkeiten in seinem sich uns selbst schenkenden Frieden vom Ursprung und vom Ende her immer schon überholt und versöhnt hat. Wir müssen zu uns selbst und anderen so reden, daß unser Wort auch immer deutlich macht, daß es letztlich nicht Begriffe und Sätze bringt, sondern sich unter ihm, als dem wirksamen Wort des Evangeliums, die Mitteilung und Annahme Gottes selbst in seiner Gnade ereignet. All das ist freilich schrecklich abstrakt gesagt, aber Beispiele können jetzt als Beweis der oft mangelnden Transzendentalität in der Konkretheit unseres Glaubens

und theologischen Denkens nicht angeführt werden. Es fehlt die Zeit. Aber nochmals: wer dafür Ohren hat, wird solchen Beispielen leicht und oft begegnen.

Gottes Anwesenheit

Die betonte Transzendentalität der Glaubensgestalt von heute bringt noch ein anderes Moment mit sich. Wenn das Wort «Gott» nicht einzelnes Vorfindliches in der Welt und im Erfahrungsraum des Menschen meint, neben vielem anderen nur größer und von mächtigerem Einfluß auf die übrigen Wirklichkeiten neben ihm, sondern den umgreifenden, nie umgriffenen, einweisenden, nie selbst in etwas Größeres einzuordnenden Grund und Horizont vor allem, dann kommt dies daher, daß Gott unbeschadet der Möglichkeit und Notwendigkeit einer reflexen begrifflichen Vorstellung nach Art anderer Gegenstände und der dazuführenden Gottesbeweise schon immer, ohne daß damit ein Ontologismus gemeint wäre, gegeben ist als das unumfaßbare und die Begegnung des Geistes mit der Welt (und ihren Gegenständen) eröffnende und tragende Woraufhin der unbegrenzten Transzendenz des Geistes, daß also Gott nicht erst und allein in den Verstehenshorizont des Menschen wie ein bloß von außen kommender Gegenstand einrückt, der vorher einmal schlechterdings nicht gegeben gewesen wäre, sondern immer schon verborgen als unendliches, asymptotisch angezieltes, überwesentliches und gerade so alles, auch den Vollzug des Geistes bedingendes Ziel des Geistes schweigend anwesend ist im Dasein des Menschen.

Und wie wir aus der Botschaft des Glaubens wissen, ist die transzendentale Anwesenheit des alles tragenden unendlichen Geheimnisses (Gott genannt) auch der Grund einer möglichen Bewegung (durch das, was wir gnadenhafte Selbstmitteilung Gottes nennen) auf die unmittelbare Schau Gottes hin, so daß Gott auch als der begnadigende, nicht ausschließlich schweigende und verborgene Gott anwesend ist in nicht nur einer gewissermaßen kategorialen Selbstgabe durch die Wortoffenbarung, sondern auch in jener Gnade, die die ursprüngliche, wesenskonstituierende Transzendentalität des Menschen vom Ursprung seines geistigen Wesens her vergöttlicht, unbeschadet der Frage, ob der Mensch zu diesem übernatürlichen Existential seines Daseins in Freiheit ja oder nein sagt, seine übernatürlich erhobene Transzendentalität annimmt in Vertrauen und Liebe, oder – sie verdrängend und verneinend – sich schuldhaft feig in der Endlichkeit seines eigenen Wesens verschanzen will.

Mit dieser Transzendenz Gottes und der übernatürlich erhobenen Transzendentalität des Geistes ist nun aber gegeben, daß, unbeschadet der wirklichen Notwendigkeit einer geschichtlich sich ereignenden Wortoffenbarung von außen als autoritativer und gesellschaftlicher (kirchlicher) Größe, unsere Predigt sich immer schon an einen Menschen wendet, der, ob er will oder nicht, ob er ja oder nein dazu sagt, anonymer Christ ist, das heißt (nicht mehr, aber soviel will dieses Wort unbedingt sagen) ein Mensch ist, dem die vergöttlichende Gnade aus dem grundlosen, alle Menschen meinenten Heilswillen Gottes dauernd angeboten wird, eine Gnade, die, weil sie Selbstmitteilung des dreifaltigen Gottes in jener Entäußerung Gottes ist, die wir die hypostatische Union nennen, dasjenige in Wirklichkeit im Grund und Ende ist, was die geschichtlich von außen kommende Botschaft des Christentums sagt.

Dieses Bewußtsein aber, nicht eigentlich unter Menschen zu leben, die einfach in dem Sinn Heiden sind, daß sie von der Wirklichkeit christlicher Botschaft schlechterdings nichts erfahren hätten, so daß wir durch unser stammelndes, oft bis zur Verzweiflung der Sache inadäquat bleibendes Wort erstmals von außen und durch bloße Begriffe die Wirklichkeit des Christentums an sie heranbrächten, sondern es mit «Heiden» zu tun haben, die Begnadigte sind, die sich selbst noch nicht gefunden haben, dieses Bewußtsein, sage ich, wirkt notwendig auf unseren eigenen Glauben zurück, ist ein wichtiges Moment an seiner heutigen, eben transzendentalen Gestalt. Es macht unseren Glauben weit, zuversichtlich, geduldig. Die kleine Herde Gottes lebt nicht einfach unter reißenden Wölfen, sondern unter Schafen, die verirrt sein mögen, noch

nicht heimgefunden haben, aber – um im Bild zu bleiben – auswendig Wölfe zu sein scheinen, inwendig durch Gottes Gnade schon längst zu Gottes sanfter Kreatur verwandelt sind oder sein können, auch wenn sie es selbst nicht wissen.

Solcher Glaube sieht im Ungläubigen den Bruder, der meist nur meint, ungläubig zu sein, nicht glauben zu können, dessen Gnade noch nicht zu ihrem Begriff und vielleicht auch noch nicht zu ihrer Freiheit gekommen ist, aber aus seiner Wesenstiefe uns schon entgegenkommt und mit uns mitwirkt, wenn wir mit der Botschaft des geschichtlich-amtlichen Christentums zu ihm kommen und die auch dann noch siegreich das ewige Heil wirken kann, wenn wir mit oder ohne unsere Schuld die Botschaft so ausrichten, daß der andere daraus und darin das selbe eine Heil nicht vernimmt, das in den Tiefen seines Wesens, die er selbst nicht reflex einholt, schon machtvoll wirksam ist.

Solcher Glaube läßt Gott größer sein als unseren Geist, unser Herz, unser Wort, unseren Glauben und unsere Kirche, da es ja gerade der Glaube der Kirche ist, daß Gott größer ist als alles andere, auch als der Glaube, auch als die Kirche. Größer – das heißt: machtvoller, gnädiger, siegreicher, mächtig auch der Wege, die wir nicht finden, erbarmend noch dort, wo wir kein Wort der Gnade ausdrücklich zu sprechen vermögen, imstande, dort noch heilschaffend einzudringen, wo uns keine Tür mehr offensteht, und darum ist dieser unser Glaube zuversichtlich, gerade heute: er will ja nicht seinen Sieg, unseren, von uns genossenen Sieg, sondern den Gottes, des Gottes, der will, daß wir an seinen Sieg glauben, auch noch in unserer Schwäche und Niederlage.

Solcher Glaube ist geduldig, weil er weiß, daß das scheinbar erfahrene Zögern Gottes Erweis seiner Langmut und Gnade, nicht Gericht ist.

Solcher Glaube darf sich gestatten, diskret und leise zu sprechen. Denn der Gott, den er meint, erfüllt nicht erst durch unsere laute Propaganda die Welt und die Herzen der Menschen, und darum darf er die Stunde Gottes gelassen abwarten und Gott anheimgeben, in welchem Maß im einzelnen und in der Geschichte der Völker, auch für uns greifbar, Gottes Wahrheit schon Gestalt gewinnt.

Solcher Glaube schämt sich des Evangeliums nicht, sondern richtet es als Danksagung des Erlösten und berufenen Boten aus, bescheiden und mutig zugleich, bewußt der unendlichen Differenz zwischen der Wirklichkeit, die gemeint ist, und dem Wort, das auf sie zielt, weil dieser Glaube weiß, daß ein Wort nur die geheime Sehnsucht und die letzte Begnadetheit des Menschen aussagt, zu dem er dieses Wort bringt, nur das gottgewollte und gottgebildete Echo des Wortes von den Mauern der Geschichte des Selbstverständnisses des Menschen her ist, das Gott als seinen eigenen Logos schon immer in den Tiefen des Menschen diesem in Gnade zuspricht.

Warum also sollten wir nicht immer in Freiheit und Zuversicht dieses Wort ausrichten? Kommt es, auch für uns selbst greifbar, an: selige Gnade für uns, die Boten, und die Hörer. Wird es nicht verstanden und aufgenommen, dann sind wir die Besiegten, die solche Niederlage zur demütigen Kraft unseres eigenen Glaubens wandeln, der weiß, daß es Gott gefallen kann, in der Niederlage seiner Knechte zu siegen, daß wir seiner, nicht aber Er unser bedarf. So ist diesem Glauben die Zukunft gewiß, weil er keine andere Zukunft will als die, die der Unendliche, ewig jugendliche Gott selbst ist, dem eine alternde Welt entgegenght und der als der Ewige Zeit genug hat, um nie zu spät zu kommen.

*

Was ich zu sagen versucht habe, hatte nicht die Aufgabe und nicht die Absicht, das Entscheidende des Glaubens selbst auszusagen. Wir haben ja nur einige Züge der konkreten Glaubensgestalt von heute oder morgen zu nennen versucht. Das ist etwas anderes und ein viel Geringeres. Darauf durfte

ich mich aber beschränken, weil die hohen und heiligen Wahrheiten über das Wesen des Glaubens, den Sie leben und kündigen, Ihnen bekannt sind, eingesenkt und fest verwurzelt in Geist und Herz.

Aber zuletzt sei eben dieser Glaube selbst nochmals beschworen und gepriesen:

Der Glaube unserer Väter und unseres eigenen Lebens, der Glaube, der immer war von Anfang an und durch die Geschichte der Menschheit und ihres Heiles immer mehr zu sich kam, bis in Jesus Christus sich die absolute Einheit von Gottes Wort und des Menschen Hören, von gemeinter Wirklichkeit und ihrer Aussage, von Verheißung und Erfüllung fand;

der Glaube der Kirche, der Glaube, in dem die inwendigste Gnade und das amtlich strenge Wort von außen sich selig begegnen;

der Glaube, der ganz einfach ist, weil er das Eine, Ungeheuerlichste sagt, aus dem allein wir doch leben können, daß Gott – Gott ist, das anzubetende, ewige Geheimnis, das als eben dieses sich selbst in radikalster Unmittelbarkeit uns schenkt, daß wir diese in der Erfahrung der Gnade in unserer eigenen Existenz greifen und in der Geschichte in Jesus Christus leibhaftig anblicken;

der Glaube, der die höchste Last und die schwebende Leichtigkeit unseres Daseins, Gottes reine Gnade im Vollzug unserer eigensten Freiheit ist;

Erik v. Kuehnelt-Leddihn, ein streitender Christ

Die Bezeichnung «die streitende Kirche» meint nicht nur die streitenden Auseinandersetzungen mit den Gegnern, sondern auch das innerkirchliche Bemühen, immer vollendeter und vollkommener das Bild Christi zu verstehen wie darzustellen. So «streitet» sie auch in ihren eigenen Reihen auf der Suche nach der Wahrheit, in der Sorge um das Ideal der Vollkommenheit. Es gehört zum Interessantesten, diesen innerkirchlichen «Streit» zu beobachten, und zum Verantwortungsvollsten, daran beteiligt zu sein. Es waren immer Zeiten der regen Fruchtbarkeit und der geistigen Reife der Menschen der Kirche, wo dieser Streit im wahren Sinn des Wortes blühte. Nur unreife Geister können sich daran stoßen oder versuchen, diesen Streit abzuwürgen.

Ein christlicher Streiter will auch *Erik Ritter von Kuehnelt-Leddihn* sein. Er ist geborener Österreicher, der noch bestes Österreichertum verkörpert wie es einmal Weltruf besaß, von dem der heutige Österreicher noch zehrt. Er studierte an der berühmten thesesianischen Akademie, an den Universitäten von Wien und Budapest, spricht fließend französisch, englisch, ungarisch, russisch und lernte sogar japanisch, bereist immer wieder die ganze Welt. Das ist wichtig zu wissen, um den Geist seines Denkens und seiner Bücher zu erfassen. Weltweite ist eine zentrale Formel seiner Freiheit. Sein bewegtes Leben, die Reisen in alle Kontinente der Erde, Studien, Gespräche, Begegnungen mit verschiedensten Kulturen und Menschen haben ihn Ausblicke gewinnen lassen, wo er Entscheidendes zu sagen hat, die anderen schwer zugänglich sind. Dabei gesteht er neidlos, daß es sicher «Klügere, Gelehrtere und Begabtere» als ihn gibt, doch sein Bildungsgang schenkt ihm spezielle Sichtweisen, die ihm Aufgabe und Verantwortung bedeuten. In den dreißiger Jahren hat fast jeder Bub seinen ersten Roman «*Jesuiten, Spieß und Bolschewiken*» gelesen (Salzburg 1933), Liebhaber von Kriminalromanen schätzen «*Mord im Blaulicht*» (Wien 1948) und sein Name taucht in fast allen in- und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften auf. Eben erschien als Bergland-Buch in Salzburg der Roman «*Die Gottlosen*». Um jedes Mißverständnis zu vermeiden: er will absolut kein Poet oder Künstler sein, sondern bewußt Schriftsteller der Unterhaltung. Er nennt seine Romane Laienpredigten. Keineswegs ist damit jene unverdaulich frömmelnde und pathetisch trübende Literatur gemeint, die sich anachronistisch aus barockem Schwulst und der falsch verstandenen «schönen Seele» der

der Glaube, den unser armes Stammeln bekennt und verkündigt, so verkündigt, daß Gott die Verkündiger nach seinem endgültigen Wort in Christus trotz der Dummheit der Menschen, der Enge der Geister und Herzen, der Zerteiltheit ihrer Geschichte nicht mehr endgültig aus seiner Wahrheit herausfallen läßt;

der liebende Glaube, der uns rechtfertigt, der uns die Kraft des Lebens und die Zuversicht des Sterbens sein soll;

der Glaube, der dort noch gesiegt haben kann, wo man meint, nicht zu glauben;

der Glaube, der nie uns so gegeben ist, daß wir nicht täglich neu in Anfechtung und Gebet ihn uns erbeten müßten, weil er ewig Gottes Gnade bleibt und wir somit, indem wir unseren Glauben bekennen, darin immer demütig gestehen, daß wir von uns allein aus feige, schwache, blinde Ungläubige sind.

Meine Brüder, schließen wir leise, damit wir nicht Gottes leises und so mächtiges Gnadenwort in uns durch das anmaßend laute und schwache Menschenwort übertönen. Sagen wir: Herr, hilf meinem Unglauben, gib mir die Gnade des Glaubens an Jesus Christus, unseren Herrn, sein Evangelium und seine rettende Gnade. *Karl Rahner*, Katholikentag Hannover, 1962

Romantik herübergerettet hat. Keineswegs will er der Mittelmäßigkeit huldigen, die die Gefahr des journalistisch ausgerichteten Schriftstellers ist. Im Wesensanspruch des Menschen, in der Wahrheit und im Guten also, um es kurz auszudrücken, gibt es für ihn keine verwaschene Haltung, auch nicht durch Ästhetik verwaschen. Keineswegs will er eine Tendenzliteratur primitiver Schwarzweiß-Malerei schaffen. Aber in der Sprache von Geschichten und Romanen Inhalte mitteilen. Die Sprache ist uns ja nicht bloß gegeben, um in Versen zu reden. Ihm ist sie, der Not der Zeit entsprechend, Dienerin zum Apostolat der Wahrheit. Man erinnere sich nur, um einen ganz Großen zu nennen, daß auch Jean Paul Sartre Tendenzstücke schreibt und keineswegs Dichtungen.

Der Titel «*Die Gottlosen*» ist gleichzeitig auch Programm des Buches. Die Gottlosigkeit, die hier geschildert wird, und die Haltung, aus der heraus sie geschildert wird, sind zwei Merkmale, die alle Vermutungen, die der Titel eingeben könnte, in den Wind schlagen. Weder entsetzte Orthodoxie mit tantenhaft erhobenem pädagogischen Zeigefinger noch andere fromm sein sollende oder wollende Schablonen führen dem Autor die Feder.

Sicher gibt es in unserer Gegenwart – und es handelt sich um einen Gegenwartsroman – die kämpferische Gottlosigkeit. Ihre beiden hauptsächlichen Ausformungen der Hitlerzeit und des Kommunismus stellen den Hintergrund der anderen Romane «*Der gefallene Engel oder Moskau 1997*» (Herder-Bücherei 1961) und «*Black-Banners*» (Die schwarzen Banner [Caldwell, London 1954]), welche hoffentlich noch im deutschen Sprachraum erscheinen werden. Wir sagten nur: den Hintergrund; denn die geistige Haltung des Autors erschöpft sich nicht in der bloßen Darstellung des Negativen.

«*Die Gottlosen*» hingegen zeigen uns eine Gesellschaft, die keineswegs kämpferischen Atheismus propagiert, die nicht einmal areligiös und inhuman ist, im Gegenteil alle möglichen «sozialen» Anliegen und Einrichtungen aufzuweisen hat, auch gewisse religiöse Formen, selbst christliches Brauchtum, dabei im Innersten von einem chronisch latenten Unglauben infiziert ist, der sich in Durchschnittlichkeit, Oberflächlichkeit, Lauheit, Gewohnheitsmäßigkeit, formelhafter Äußerlichkeit, abergläubischem Getue manifestiert. Wie Robert Musil einmal formuliert: Nicht der böse Geist ist losgelassen, sondern die böse Geistlosigkeit. Nicht bloß an den unmoralischen, sondern an den moralischen Bürgern drohen wir ebenso zugrunde zu gehen, deren oberstes Gesetz absolute Herrschaft der Routine und hoffnungslosen Mittelmäßigkeit ist, genährt von der Halbbildung der enthusiastischen Zeitungsleser, die den Gipfel des Wohlbefindens erreichen, wenn sie ihren Namen einmal in einer Zeitung lesen oder im Radio (sei es auch nur bei Wunsch-

konzerten) hören können. Religion ist für sie höchstens noch eine Art Trost, wenn man nicht Geld genug hat, und hält überhaupt für jedes Wehwehchen ein frommes Pflasterchen bereit. Oder sie entartet in die Magie eines Aberglaubens, der die Menschen auffriszt, wie die «Einweihungsszene» oder die Anbetung des Kitsches, Dinge, die die Hauptperson des Romans beobachtet. Ihr Name lautet Frank West und deutet darauf hin, in welcher Gefahr der Westen sich befindet. Wohl ist Amerika der Schauplatz, doch keineswegs ist «eine Porträtierung Amerikas herauszulesen», gemeint ist vielmehr die ganze westliche Welt, dies nach Bernanos auf den Leim einer anonymen Diktatur begeben hat, den des Wohlfahrtsstaates, der Bürokratie, der Masse, der Verehrung des Praktischen, Technischen, des «common sense», jenes Hausverstandes, von dem Schaukal einmal sagt, daß er dabei immer an einen Bierwärmer denken muß, dessen «Politik die Übung im Mißbrauch der Gedankenlosigkeit» ist; ihr zeitgemäßer Ausdruck ist das Plappern von Demokratie, in der die Zahl oberste Macht besitzt, sie entscheidet mit dem Stimmzettel, was recht und unrecht, wahr und falsch ist. Wortreiches Geschwätz, demagogische Propaganda verschaffen und beherrschen die Mehrheit. Um zu zeigen, daß man anderen Zeiten an Tiefsinn nicht nachsteht, besinnt man sich auf die Tiefenpsychologie. Auch Sümpfe geben sich manchmal den Anschein von Tiefe, sagt der polnische Dichter Stanislaus Lec.

Frank West, alias Frigyes Vágó, alias Frederick Wagner - dieser Namenswechsel gleich den Farben eines Chamäleons ist schon ein Zeichen der Zeit - erfährt in seinem rastlosen Umhergejagtsein auf der Suche nach dem Glück die Sinnlosigkeit, das Nichts, das hinter allen Fassaden steckt, hinter all dieser Jagd nach Namen, Reichtum, Prestige, Ansehen, Abenteuern, Lebensstandard, praktischer Nützlichkeit und was die Menschen so alles als Inbegriff ihres Wohlseins zu nennen wissen. Er sehnt sich nach einem Kind, das ihm die Frau versagt, sehnt sich noch tiefer nach der großen Liebe, die wie ein Stachel seiner Seele ihn wohl verwundet, doch auch «unterwegs» bleiben läßt. Hier ist überhaupt ein Hauptthema aller Werke Kuehnelt-Leddihns angeschnitten, mit dem er ein größeres vorbereitet: der Eros. Gerade er ist ein Stiefkind der Gesellschaft und nicht selten auch der Religion. Mit ihm erregt er bei manchen Anstoß, auch bei manchem Kleriker, wenn er ihm vorhält, daß schlecht integrierte Ehelosigkeit zu Herrschsucht, Eitelkeit, Arroganz und Herzenshärte führt und den Eros zu einem Genitalproblem herabwürdigt. Der Romanheld begegnet einmal seiner großen Liebe, verliert sie wieder durch seine Dummheit, jagt ihr nach durch alle Fehlhaltungen, indem er sie im Sexus zu finden, mit Ruhm oder Geld zu erobern meint und erkennt voller Schmerzen am elenden Sterbebett, daß auch sie, gerade sie, das Gesicht der anima naturaliter christiana trägt «als Botschaft, als schwacher Abglanz von etwas Größerem», als eminenter Ausdruck der Ebenbildlichkeit des Geschöpfes mit seinem (dreifaltigen!) Schöpfer. Wo noch echte Liebesfähigkeit vorhanden ist, ist der Mensch noch nicht in aussichtsloser Gottlosigkeit erfroren.

Die Art und Weise der Darstellung ist ebenso ungewöhnlich und wird sicher, genauso wie die Story, manche schockieren; doch sie bleibt ein erfrischendes Charakteristikum aller seiner Schriften. «Dieser Band ist nichts für idyllische Eskapisten, ebenso nichts für unreife Menschen; ich denke auch gar nicht daran, ihn den jüngeren Jahrgängen zur Lektüre zu empfehlen» (obwohl man sich nicht darüber täuschen darf, daß unsere Jugend, auch die der Klosterschule entwachsene, mehr weiß und erfahren hat, als sich manche Erwachsene oder unverbesserliche Glashaupädagogen eingestehen wollen). Ein von den verschiedenen Sprachkenntnissen inspirierter Stil, bereichert durch den persönlichen Anschauungsunterricht seiner Reisen, gewandt, beziehungsreich, scharf pointierend, voll brillanter Formulierungen, Überraschungen, immer gewürzt mit Witz, vom besinnlichen Humor bis zum beißenden Sarkasmus, elegant

«streitend», durchsetzt von manchen echt dichterischen Einfällen, auf die es der Autor gar nicht abgesehen hat. Er will ja Unterhaltung bieten, und er bietet sie in interessanter, spanrender Form, die fesselt und amüsiert und ein «positives, ein apostolisches Buch» ergibt, in dem gottseidank nicht salbungsvoll gepredigt wird. Der Autor will, wie er in «Ghetto und Katakombe» darlegt, mit seinen Romanen einen Ausschnitt menschlicher Existenz schildern, deren Endzweck nicht nur unterhaltende Zerstreung, sondern zumeist auch eine ganz bestimmte Botschaft sein soll, die in lebendig überzeugender Weise vorgeführt wird. Das ist nicht jene kleinbürgerliche katholische Schriftstellerei, von der er einmal klagte:

«Was uns fehlt, sind innerlich freie Menschen, die frei schaffen. Die frische Luft der weiten Welt weht im Gebäude der deutschen Christenheit nur ausnahmsweise. Ungezwungenheit, Natürlichkeit, Humor, Distanziertheit trotz innerem Feuer, das Hochgemute, die Frische und der selbstverständliche Adel des Christen fehlen in dieser Atmosphäre zeitweilig völlig. Die Weihwasserfrösche, das kirchliche Angestelltentum, die angeblich rechtsgerichteten autoritären Säuerlinge mit ihren integralistischen Anwendungen und die wirklich links eingestellten Raunzer mit ihrer masochistischen Katakombensehsucht bilden zu diesem Sachverhalt einen unerfreulichen Hintergrund. Im Vordergrund stehen die ehrgeizigen Vereinsmeier mit ihren akademischen Komplexen und Zielsetzungen, Korsettchristen, Katholizisten, die aggressives katholisches Partisanentum betreiben.»

Dazu kommt noch bei vielen katholischen Literaten eine versteckt manichäische Haltung, ein neurotisches Skrupelertum, das für die innere Unsicherheit, die Angst vor allem Harten, Starken, Heißen, Animalischen, Lauten, Farbigen, Packenden psychologisch verantwortlich ist! «Ich weiß nicht, in welchen Ländern ich im Streite mit der Hydra des Neo-Manichäismus die tolleren Ergebnisse hatte - in den USA oder im Herzen Europas ... katholizistisches Muckertum auf beiden Seiten des Atlantiks. Ein amerikanischer Verleger versicherte mir allen Ernstes, daß er das Alte Testament in seine Verlagsproduktion nie aufnehmen würde und daß er sich bei der englischen Version des Ave Maria lieber nichts denke. Ein deutscher Verleger versuchte sich hinter die Rockschöße der katholisch gebundenen Offizin zu stellen, in der die Setzer, die sicherlich noch an den Storch glaubten, durch meine sehr ernst gemeinten Pikanterien verdorben werden könnten.»

Schon Kardinal Newman klagte über dieses christliche Schrifttum, das die großartige Offenbarung des natürlichen Menschen unterschlägt und niemanden mehr kennt, der schreit, weint, tobt oder beschwört. Das würde schon der akademische Ton nicht vertragen. Dafür wird umso mehr gepredigt, doziert, gerügt und gejammert. Man orientiere sich wie gesagt einmal bei heutigen Dichtern, welchen Eindruck die Christen auf sie machen, bei einem Gide, Camus, Simone de Beauvoir, Bruce Marshall, Rilke, Benn, Robert Musil, um nur einige zu nennen; doch sie werden lieber als verlorene Söhne pathetisch angeprangert, statt sich den Spiegel, den sie uns vorhalten, zu betrachten und die Anlässe ihres Verlorenseins zu studieren.

Kuehnelt-Leddihn besitzt Gedanken, und bewegende noch dazu, die er in spannenden Essays oder Erzählungen darzubieten versteht. Sein Wirklichkeitssinn sucht keine mehr oder weniger ästhetisierende Scheinkünstelei. Und eines zeichnet ihn aus: Mut. So gesteht er: «Ohne Pioniergeist sind wir alle verloren. Die Neigung zur Flucht ist bei uns im Herzen Europas so groß, daß die wenigen, die zum Wagnis berufen sind, nicht ewig zaudern dürfen. Zumindest aber bin ich froh, wenn auch nicht das Eis gebrochen, so doch wenigstens dem christlichen deutschen Schrifttum eine Strähne aus seinem verstaubten Zopf geschnitten zu haben.»

Alfred Focke S. J.

A. EBNETER

Luther und das Konzil

48 Seiten, DM/sFr. 3.40

Eine wohldokumentierte Studie über Luthers Lehre und Stellung zum Konzil. Unerlässlich für das ökumenische Gespräch über Konzil und kirchliche Autorität.

«Orientierung», Scheideggstrasse 45, Zürich 2

Pakistan heute

Indien erlangte seine Unabhängigkeit von der britischen Herrschaft am 15. August 1947. Zur selben Zeit entstanden aber zwei getrennte Staaten: Bharat (Indien) und Pakistan.

Weniges ist in der westlichen Welt über Pakistan, das größte islamische Land der Erde, das an Bevölkerungszahl bloß China, Indien, Rußland und den Vereinigten Staaten nachsteht, bekannt. Als Staat ging Pakistan aus dem unbeeinträchtigten Drängen eines großen Teils der indischen Muselmanen hervor, die sich unter der Leitung von Mohammad Ali Jinnah zur Muslimliga zusammengeschlossen hatten. Ihrer Überzeugung nach würde das von einer Hindumehrheit geführte freie Indien ihrer religiösen und kulturellen Eigenheit nicht gerecht, und der gebührende Anteil am politischen und wirtschaftlichen Leben des Landes würde ihnen versagt bleiben.

Die Aufteilung («Partition») des indischen Subkontinentes erfolgte unter sozusagen apokalyptischen Umständen: es kam zu schauerhaften Blutbädern zwischen Muselmanen und Hindus und den ihnen verbündeten Sikhs, Städte wurden eingeäschert, Geschäfte geplündert, Teuerung trat ein. Auf solchem Hintergrund bewegte sich eine Riesenflut von Menschen auf Landstraßen, in seltenen Eisenbahnzügen oder sonstigen Verkehrsmitteln von Indien hinüber nach Pakistan und umgekehrt. Nahezu eine Million Menschen verloren dabei ihr Leben, zwölf Millionen wurden zu Flüchtlingen. Es war die größte Völkerwanderung, von der die Geschichte weiß.

Die beiden Teilstaaten Pakistans

Pakistan umfaßt in seinem westlichen Flügel (rund anderthalbmal die Oberfläche Frankreichs, mit 43 Millionen Einwohnern)¹ das Indusbecken, dessen Gewässer ins ausgedehnteste Kanalnetz der Welt gefaßt sind. Der östliche Flügel (knapp $\frac{1}{4}$ der Oberfläche Frankreichs, aber mit 51 Millionen Einwohnern) umschließt das an Wasser überreiche Ganges- und Brahmaputradelta. Zwischen den beiden Flügeln dehnt sich Indien auf etwa 1800 km Breite aus.

Westpakistan grenzt überdies an die beiden Muslimstaaten Afghanistan und Iran und gehört mit seinen Steppengebieten zum typischen islamischen «Zwischenkontinent». Seine Bevölkerung zählt im wesentlichen vier Völkerschichten: Pandshabis, Pathans, Sindhis und Belutschen. Die meisten unter ihnen sind kräftig gebaut, haben kriegerische Traditionen gemein und leben in Stammesverbänden. Ostpakistan liegt in der Nachbarschaft des vorherrschend buddhistischen Burma und dehnt sich über äußerst feuchte, ungesunde Dschungelgebiete aus. Seine Einwohner gehören fast ganz zum Bengaltypus, der sich durch schwächlichen Körperbau, versatilen Geist, aber ausgesprochen musikalische und tänzerische Begabung auszeichnet.

Landessprache im Westen ist Urdu, im Osten Bengali. Englisch dient als Umgangssprache der Gebildeten, an Universitäten, Gerichtshöfen und in Verwaltungen. Einziges gemeinsames Band dieser so verschiedenen Völker und Gebiete ist die Religion des Islam.

Wachsende christliche Minderheit

Trotz der erwähnten Flucht von Hindumassen nach Indien und Muslimmassen nach Pakistan verbleiben in beiden Staaten bedeutende religiöse Minderheiten. Zu Beginn 1961 kamen auf die 438 Millionen der Gesamtbevölkerung Indiens 42 Millionen Muselmanen und 12 Millionen Christen und kleine Gruppen anderer religiöser Bekenntnisse. Nach der Zählung von 1961 sind in Pakistan von nahezu 94 Millionen Einwohnern 82 Muslims (= 88 %), 10 Hindus (= 11 %) und nur 733 000 Christen (= 0,8 %).² Das «Census Bulletin No. 2» bemerkt jedoch zu dieser Ziffer, daß im vergangenen Jahrzehnt die Christengemeinde Pakistans weit mehr

angewachsen sei als jede andere Konfession, nämlich um 36% (1951 waren es bloß 540 000). Eine solche Zunahme stehe beispiellos da.³ Wie sie genau zu erklären ist, steht nicht fest.

Das «Pakistan Catholic Directory» von 1960, dessen Bevölkerungsstatistik die Wirklichkeit jedoch nicht voll erfaßte, gibt die Zahl der Katholiken (1960) mit 304 446 an.⁴ Auf sie fallen folgende katholische Institutionen:

460 Primar- und Mittelschulen mit 4150 Lehrkräften und 70 000 Schülern, 27 Spitäler, 67 Armenapotheken, 39 Waisenhäuser.

Der Klerus, einheimisch und fremd, zählt insgesamt 358 Priester (das heisst ein Priester auf 850 Seelen), 110 Seminaristen und 786 Klosterfrauen.

Westpakistan ist in die Erzdiözese Karachi (unter Leitung des einheimischen Klerus) und fünf Diözesen (unter Verwaltung verschiedener Orden) eingeteilt. Ostpakistan weist eine Erzdiözese (Dacca) und drei Diözesen auf. In der ehemaligen Hauptstadt Karachi, mit 2 200 000 Einwohnern, dem einzigen regen Industrie- und Handelszentrum und einem der wichtigsten Flughäfen Asiens, befindet sich auch das Regionalseminar von Westpakistan. Es wird von holländischen Franziskanern geleitet.

Pakistan unterhält seit 1951 diplomatische Beziehungen zum Hl. Stuhl. Wie herzlich die Kontakte in Karachi sein können, zeigt ein Beispiel der dortigen Internuntiat. Zum Bau ihrer Kapelle stellte im Sommer 1960 die mohammedanische Stadtverwaltung an auserlesenem Platz kostenlos Land zur Verfügung. Ihrerseits spendeten die Gemeinden der Hindus und Parsis Marmor für den Altar und kamen für sonstige Innenausstattung auf.

Die Landesfahne Pakistans spiegelt in etwa diese religiöse Situation wider: auf grünem Feld versinnbildlichen Stern und Mondsichel das Vorherrschen des Islams, während ein weißer Streifen am innern Rand die Anerkennung der Minderheiten zum Ausdruck bringt.

Untereentwickelte Wirtschaft

Die wirtschaftliche Lage Pakistans beruht, grob gesagt, auf vor-industrieller Struktur. 80% seiner Bevölkerung leben vom Ackerbau. Dieser vermag jedoch den Lebensbedarf des Landes nicht zu decken. Einziges nennenswertes Ausfuhrprodukt ist die Jute Ostpakistans. Das durchschnittliche Jahreseinkommen pro Kopf beläuft sich auf 60 US-Dollars.⁵ Der zweite Fünfjahresplan, der zu 48% mit Auslandhilfe gedeckt wird, sieht eine Exportsteigerung um 15% und eine Hebung des industriellen Potentials um 70% vor. Insgesamt soll sich das Jahreseinkommen pro Kopf bis Ende 1965, dem Ablauftermin des Planes, um 12% erhöhen.⁶ Es steht jedoch zu befürchten, daß der rasche Bevölkerungszuwachs (2,1% jährlich im Zeitabschnitt 1951–61)⁷ praktisch nahezu jeden wirtschaftlichen Aufstieg vereitelt. Die Regierung bemüht sich daher, die Methoden des «Family Planing» populär zu machen.

Pakistan zählt insgesamt 200 000 Dörfer und ein schwaches Dutzend größerer Städte. Den Dörfern fehlt es fast ganz an elektrischem Licht, Wasserversorgung und sanitären Einrichtungen. 1961 verfügte das Land über 9000 Ärzte und 1700 Krankenpflegerinnen. 200 000 Personen sterben jährlich an Tuberkulose.⁸ Nur 15,3% sind des Lesens und Schreibens kundig.⁹ Dieser Prozentsatz wurde nach folgendem Grunderfordernis errechnet: vom Prüfungskandidaten wurde verlangt, daß er fähig sei, in einer der üblichen Landessprachen einen kurzen Satz über einen ihm vertrauten Gegenstand zu lesen.

Pakistan in internationaler Hinsicht

In internationaler Hinsicht ist Pakistan Mitglied der CENTO und der SEATO. Seine Lage als Einfallstor nach dem indischen Subkontinent von Nordwesten her macht den Westflügel zu einem lebenswichtigen Teilstück im Verteidigungsgürtel der westlichen Strategie.

³ op. cit. S. 19.

⁴ Pakistan Catholic Directory 1960, statistischer Anhang.

⁵ Tageszeitung «Dawn», Karachi, 16.5.1961.

⁶ Tageszeitung «The Pakistan Times», Lahore, 27. 10. 1961.

⁷ Census Bulletin Nr. 2, S. 4.

⁸ The Pakistan Times, 15. 2. 1962.

⁹ Census Bulletin Nr. 1, S. 1.

¹ Population Census of Pakistan 1961, Census Bull. No. 2, Karachi 1961, S. 7.

² op. cit. tables 6–11.

Pakistans Beziehungen zu Indien sind äußerst schlecht. Schuld daran trägt hauptsächlich der Streit um Kaschmir, der auf Drängen Pakistans im April dieses Jahres in der UNO erneut zur Sprache kam. Unter dem Einfluß alltäglicher Presseberichte wird die Kaschmirfrage auch vom gemeinen Mann als das bei weitem schwerwiegendste internationale Problem des Landes empfunden. Sie bedingt mit, daß nicht weniger als 60% der Staatsausgaben jährlich der Sicherung militärischer Bereitschaft dienen.

Auch mit Afghanistan liegt Pakistan im Hader. Dies führte im September 1961 zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Afghanistan wird vorgeworfen, es spekuliere auf den Anschluß der von der Völkerschaft der Pathans bewohnten Grenzzone Pakistans, des sogenannten Pakhtunistan, unter dem Vorwand, sie mit den Pathans der afghanischen Seite in einen eigenen Pathanstaat zu vereinigen.

Von diesem Bruderzwist abgesehen, unterhält Pakistan mit den übrigen Muslimstaaten freundliche Beziehungen. Bemerkenswert ist dabei, daß Pakistan noch einigermaßen am Ideal panislamischer Zusammengehörigkeit festhält, während türkische, arabische und persische Muselmanen ihre nationalen Ansprüche ja wesentlich auf rassistische oder territoriale Erwägungen gründen.

Seibo Katechista Kai

(Das erste Missions-Säkularinstitut)

Aus dem Empfang von Taufe und Firmung erwächst für jeden Christen die Verpflichtung zum Apostolat. Alle Glieder der Kirche, Kleriker, Ordensleute und Laien müssen sich vereint der großen Aufgabe unterziehen, den Auftrag des Herrn: «Gehet hin und machet alle Völker zu Jüngern und taufet sie ... und lehrt sie, alles zu halten ...!» (Mt 28,19-20), zu erfüllen und so zur Verchristlichung der Welt ihren Beitrag leisten.

Diese Pflicht obliegt selbstverständlich auch den Mitgliedern der Säkularinstitute, die sich bestens entwickelt und die ersten Proben erfolgreichen Wirkens durchstanden haben. Durch die Apostolische Konstitution «Provida Mater Ecclesia» hat Papst Pius XII. ihnen im Jahre 1947 endgültig einen eigenen Standort zuerkannt. Wie der Papst erklärte, sind als Säkularinstitute anzusehen jene «Genossenschaften von Geistlichen oder Laien, deren Mitglieder zur Erlangung der christlichen Vollkommenheit und zur vollen Ausübung des Apostolates die evangelischen Räte in der Welt befolgen». Die ersten solcher Gemeinschaften entstanden in den Tagen der Revolution in Frankreich – und die Idee hat heute mehr und mehr Befürworter und Anhänger, die sie verwirklichen.

Die Mitglieder der Säkularinstitute führen ein Leben in Armut, Jungfräulichkeit und Gehorsam gemäß den bekannten Ordensidealen, verbleiben aber in der Welt und sollen dort, wo die Arbeit von Priestern oder Ordensleuten oft nicht gestattet oder unangebracht ist, Licht, Salz und Sauerteig sein, wie Papst Pius XII. sagte.

Das Apostolat, das sie ausüben, ist Laienapostolat, weil viele der Mitglieder von Säkularinstituten aus dem Laienstand kommen und auch weiter Laien bleiben. Ihr apostolisches Wirken reicht hinein in sämtliche Gebiete des Lebens und durchformt sie in christlichem Geist. Erziehung und Unterricht sowie Armen- und Krankenpflege und Fürsorge (im weitesten Sinne) werden auch fernerhin, wie bisher bei den meisten Orden und Kongregationen, zu den wichtigsten Arbeitsgebieten zählen, obwohl kaum eine berufliche Tätigkeit mit den Idealen der Säkularinstitute unvereinbar wäre.

Stabilisierung der Innenpolitik

Im Feld der Innenpolitik war nach dem Tod Jinnahs, des Gründers von Pakistan (genannt Quaid-i-Azam, «oberster Führer»), im September 1948 und nach der Ermordung seines Mitarbeiters und Ministerpräsidenten Liaquat Ali Khan 1951 zunächst ein Vakuum entstanden. Das Land verfiel dem Chaos und geriet an den Rand des politischen Auseinanderfalls und finanziellen Bankrotts. Unter sehr schwankenden Verhältnissen wurde 1956 eine erste Verfassung ausgerufen. Sie wurde jedoch im Oktober 1958 vom Oberbefehlshaber des Heeres, General *Mohammed Ayub Khan*, nach blitzartigem und völlig unblutigem Staatsstreich außer Kraft gesetzt. Der Staatspräsident betrat den Weg ins Exil, das Land kam unter Kriegsrecht (Martial Law), die Parteien wurden aufgelöst, Presse- und Versammlungsfreiheit beschnitten. In einer Radioansprache erklärte Präsident Ayub Khan, sein Ziel sei, «die Demokratie wieder einzuführen, aber in einer Art, die das Volk verstehen und mitvollziehen könne».

Vor kurzem hat nun Ayub Khan, der inzwischen zum Feldmarschall aufgerückt ist, eine neue Verfassung proklamiert. Es ist aufschlußreich, einige wesentliche Punkte der beiden Verfassungen von 1956 und 1962 nebeneinanderzustellen. (Ein 2. Teil folgt) F. von Rocken

Daß gerade in den Missionsländern der Kirche die Laien als voll mitverantwortlich für die Ausbreitung des Gottesreiches angesehen werden, zeigt sich in der Tatsache, daß viele einheimische Katechisten und Katechistinnen den Mitmenschen ihrer Nation die Wahrheiten des Glaubens vermitteln und ihnen den Weg weisen, einen Lebenswandel nach christlichen Grundsätzen zu führen. Es ist verständlich, daß sie oft besser und viel schneller das Vertrauen ihrer Umwelt finden können als Missionare aus fremden Ländern.

Katechisten, die erfolgreich wirken wollen, bedürfen einer guten Ausbildung, besonders wenn sie in einem Land wie Japan tätig sind, dessen Bevölkerung, wie man weiß, große kulturelle Leistungen vollbracht hat. Die erforderliche Ausbildung aber kann am besten durch eine Katechistenschule mit qualifizierten Dozenten vermittelt werden. Die Bedingungen zur Gründung einer solchen Bildungsstätte waren günstig in *Nagoya*, einer Stadt mit mehr als einer Million Einwohnern. So wurde denn hier eine Schule für Katechistinnen in den Jahren 1949/50, eine gleiche für Katechisten im Jahre 1957 eingerichtet. Man zählt bis jetzt 25 männliche und 144 weibliche Absolventen an beiden Schulen. Professoren vom Seminar der Steyler Missionare und von der Nanzan-Universität geben Kurse in Dogmatik, Moral, Aszetik, Bibelwissenschaft, Ethik, Psychologie, Pädagogik, Musik, Literatur und Missiologie. Die Katechistinnen und ebenso die Katechisten sollen hier gründlich auf ihre Apostolatsarbeit vorbereitet und mit den Problemen des modernen Japan vertraut gemacht werden. Die zwei Jahre dauernde Ausbildungszeit schließt ab mit der Überreichung eines von allen Diözesen Japans anerkannten Diploms.

Weil sich viele der in Nagoya herangebildeten Katechistinnen vollkommen dem Dienst des Laienapostolates widmen wollten, entstand dank der Initiative des deutschen Paters *Georg Gemeinder SVD* das Säkularinstitut der «Katechistinnen von der Allerseligsten Jungfrau und Mutter Maria», auf japanisch kurz: *Seibo Katechista Kai*. Als erstes Institut in Missionsländern erhielt die Katechistinnengemeinschaft die Gutheißung der Propagandakongregation in Rom und konnte daraufhin vom Apostolischen Präfekten von Nagoya, Monsignore Peter Matsuoka, am 11. Februar 1954 kanonisch errichtet werden. 1955 legten die ersten sechs Mitglieder nach einjährigem Noviziat die drei Gelübde und zusätzlich den

«Schwur des Apostolates» ab. Die Zahl der Mitglieder ist überraschend schnell angestiegen. Eine Statistik vom Mai 1961 nennt die Zahl 155, wobei nur die Professen, Novizinnen, Postulantinnen, nicht aber Kandidatinnen und Studentinnen gezählt sind.

Erstaunlich ist die seit Jahren zu beobachtende unverminderte Treue zum einmal erwählten Beruf. Sie zeugt davon, daß die Entscheidung zu lebenslangem Wirken im Auftrag des Instituts wohlüberlegt ist.

Das Säkularinstitut der Katechistinnen umfaßt:

1. Die Missionsabteilung: Die hauptamtlich arbeitenden Katechistinnen auf den Missionsstationen.
2. Die Berufsabteilung: Ihr gehören jene an, die einen Beruf in der Welt ausüben, um an ihrer Arbeitsstätte durch Wort und Beispiel zu missionieren.
3. Die Haushaltabteilung: Ihre Angehörigen sind tätig als Haushälterinnen auf den Missionsstationen oder als Familienhilfen irgendwo im Haushalt.
4. Die Caritasabteilung: Sie ist noch ziemlich neu; sie soll Armen und Kranken ohne Unterschied ihres Glaubens Hilfe bringen.

Die Vielfalt der Einsatzmöglichkeiten der Institutsmitglieder geht aus der Aufzählung der Berufe hervor, die sie ausüben. Die Professen sind heute tätig als hauptamtliche Katechistinnen, Pfarrhelferinnen, Haushälterinnen, Köchinnen, Lehrerinnen an verschiedenen Schulen (auch an staatlichen), als Kindergärtnerinnen, Krankenpflegerinnen, Sozialhelferinnen, Staatsbeamtinnen, Sekretärinnen; einige befinden sich in höheren Studien.

Briefe zum Himmel

Wenn die Kunde vom Menschen das letztlich verbindende Anliegen aller geisteswissenschaftlichen Disziplinen ist, so obliegt es der Volkskunde im besondern, den Menschen zu schildern im Spiegel seiner Bindungen an Gemeinschaft und Tradition. Diese Bindungen werden sichtbar im volkstümlich-brauchmäßigen Verhalten, im Volksleben.

Im Vordergrund der volkskundlichen Aufmerksamkeit steht seit je die objektive Volkskultur. Aber die Volkskunde, sofern sie wissenschaftlichen Anspruch erhebt, kann sich nicht darauf beschränken, Märchen, Sagen, Volkslieder, Volkskunst u. ä. zu sammeln und Brauchtumsformen zu beschreiben, sondern sie muß immer wieder versuchen, diese volkstümlichen Kulturgüter in bezug auf ihre Bedeutung für den Kulturträger, den Menschen, zu interpretieren und mit dieser funktionalistischen Fragestellung schließlich eine Aussage über allgemein-menschliche Grundbedürfnisse zu gewinnen.

Volk im volkskundlichen Verstand meint nicht eine bestimmte Schicht sozialer oder bildungsmaßiger Herkunft, sondern es geht hier um den Begriff einer menschlichen Verhaltensweise gegenüber Gemeinschaft und Tradition. Kein Mensch denkt und handelt stets völlig aus rationaler Eigenständigkeit, und auch der betonte Individualist verzichtet in gewissen Bereichen auf seine persönliche Entscheidung zugunsten des kollektiven «man tut das» und des gewohnheitsmäßigen «man tat das immer so». Und in diesem Sinn hat jeder Mensch seinen bestimmten Anteil am sogenannten Leben des Volkes.

Volkskundliche Forschung wird sich so nicht bloß in romantischer Rückschau mit der Volkskultur der Vergangenheit befassen und ihre Aufmerksamkeit nur dem Nachklingen oder der Neubelebung älterer Volksbräuche widmen, sondern vom Standpunkt einer Gegenwartsvolkskunde aus sieht sie es als dringliche Aufgabe, auch dem Entstehen und Wachsen neuer Gemeinschafts- und Traditionsformen in unserer vom Fortschritt und Masendenken beherrschten Gegenwart nachzuspüren.

Daß sie ihr Interesse dabei immer wieder auch auf die katholische Volks-

Die Internationalisierung des Institutes (in doppelter Hinsicht) ist geplant, zum Teil schon in die Wege geleitet. Es werden also auch Mitglieder aus Europa und Amerika in das Institut eintreten – obwohl das ein neuartiges und schwieriges Experiment ist, wie sich das bei Kontaktaufnahme mit Bewerberinnen herausstellt – und vorläufig in Japan ausgebildet und dann entweder in Japan oder in ihrem Heimatland eingesetzt werden. Ferner ist beabsichtigt, daß sich das Institut auch in andern Ländern verbreitet und dort Niederlassungen gründet. Als wichtige Aufgabe sieht es beispielsweise die Betreuung japanischer Emigranten in Brasilien, überhaupt in Amerika, an.

Lebensunterhalts- und Ausbildungskosten der Katechisten und Katechistinnen, sofern sie sich noch im Studium befinden, müssen durch Spenden aus dem Ausland aufgebracht werden, da für die Ausbildung und Betreuung von Laien kein offizielles Hilfswerk besteht, diese Aufgabe vielmehr dem Diözesanbischof zufällt. Da ein Missionsbischof diese finanziellen Mittel nicht aufbringen kann, sind Schule und Institut vorläufig noch auf freiwillige Zuwendungen angewiesen. Die Ausbildungskosten für einen Studenten oder eine Studentin an der Katechistenschule betragen für den ganzen zweijährigen Kurs 2000 DM, für das einjährige Noviziat 780 DM.

Das Institut steht nun vor der unumgänglichen Aufgabe, durch Erweiterungsbauten mehr Raum zu schaffen, um die Schar der sich jährlich meldenden Laienapostel aufnehmen zu können. Es wäre schade und unverzeihlich, wenn wegen mangelnden Mitteln so junge Japanerinnen, zur apostolischen Tätigkeit bereit und fähig, abgewiesen werden müßten und der Mission verloren gingen. *Hans Albert Timmermann*

frömmigkeit richtet, kann nicht verwundern, haben doch gerade unsere Heiligenverehrung und unsere Wallfahrtsfreudigkeit stets nach Ausdrucksformen gesucht, die als kirchlich geduldeter «frommer Brauch» zum Symbol lebendigen Gemeinschaftsbewußtseins geworden sind.

Als jüngster Beitrag zur religiösen Volkskunde der Gegenwart liegt nun die Arbeit von Walter Heim «Briefe zum Himmel» vor (*), eine volkskundlich-phänomenologische Untersuchung der Grabbriefe an Mutter Maria Theresia Scherer (1825–1888) in Ingenbohl. Die Grabstätte der Mitbegründerin und ersten Generaloberin der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz wurde vor allem seit der Einleitung des kirchlichen Seligsprechungsprozesses 1931 und der Erhebung und Übertragung der Gebeine in die Franziskuskapelle der Ingenbohler Klosterkirche im Jahre 1938 zu einem der bekanntesten Wallfahrtsorte der Schweiz. Und immer deutlicher entwickelte sich hier der Grabbrief, das heißt die Deponierung der schriftlich formulierten Pilgeranliegen und Dankesbezeugungen auf dem Grab zu einer für Ingenbohl charakteristischen Devotionsform.

Anhand des in Ingenbohl archivierten Materials (rund 3000 Briefe aus den Jahren 1939–1952) gibt Heim nun erstmals eine umfassende Darstellung des Phänomens des Devotionsbriefes, der sich aus dem Textteil der Votivtafel, den Mauerinschriften und den schriftlichen Gebetsempfehlungen an Klöster und Wallfahrtsorte entwickelt zu haben scheint und nun allgemein, getragen von der Schreibfreudigkeit und intensiven Briefkultur unserer Zeit, gegenüber älteren, traditionellen Formen des Wallfahrtsbrauchtums immer mehr an Bedeutung gewinnt.

Auf eigentliche Vorarbeiten konnte sich Heim kaum stützen, doch können wir bei ihm angesichts seiner theologischen und volkskundlichen Ausbildung und seiner verschiedenen bisherigen wallfahrtskundlichen Untersuchungen eine enge Vertrautheit mit dem Problemkreis voraussetzen. Mit dieser Vertrautheit verbindet sich ein Verantwortungsbewußtsein, das sich insbesondere in der behutsamen Art zeigt, mit welcher der Verfasser

* Heim Walter: *Briefe zum Himmel*. Die Grabbriefe an Mutter Maria Theresia Scherer in Ingenbohl. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde der Gegenwart. Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Band 40, Basel 1961.

bei aller wissenschaftlichen Direktheit seine Analysen durchführt, ein Verantwortungsbewußtsein, das auch beim (andersgläubigen) Leser eine gewisse Ehrfurcht vor diesen auf den ersten Blick so belanglosen Dokumenten katholischer Volksfrömmigkeit zu wecken vermag.

Sehr eingehend befaßt sich Heim unter anderem mit der Gestaltung der Grabbriefe (äußere Gestalt, Sprache, Form, Stil). «In sprachlicher Hinsicht werden die Briefe im allgemeinen nicht individuell gestaltet, sondern sie sind auffallend stereotyp und formelhaft. Die in Ingenbohl übliche sprachliche Form der Briefe wird aus Traditions- und Gemeinschaftsgebundenheit heraus bejaht und als zutreffend, gültig, 'gestaltteilig' und wirksam empfunden. Die einzelnen Formelemente entstammen dem heute volksläufigen Briefstil, dem allgemein üblichen Gebetsstil und dem Stil der Dankesbezeugungen in den weit verbreiteten Erhörungszeitschriften». – Kann der Verfasser in diesem Zusammenhang interessante Feststellungen vor allem von volkskundlichem Belang machen, so bringt die ebenfalls sehr ausgedehnte Untersuchung der Briefinhalte, insbesondere die Analyse der Wallfahrtsanliegen, Erkenntnisse und Bestätigungen, die auch weit über den volkskundlichen Bereich hinaus, nicht zuletzt auch vom seelsorgerischen Standpunkt her, von aktuellem Interesse sind. Da Mutter Theresia Scherer kein Sonderpatronat für bestimmte Nöte zukommt, umschließen diese Anliegen «den ganzen Bereich des menschlichen Lebens, von der mystischen Gottesliebe bis zum Verlangen nach einem Auto». – «Die religiösen Anliegen nehmen in den Ingenbohler Grabbriefen einen wesentlich breiteren Raum ein als auf den Motivtafeln und in den Mirakelbüchern anderer Wallfahrtsorte aus früheren Zeiten. Auch im Vergleich mit den übrigen in Ingenbohl geäußerten Anliegen, bei denen solche aus dem Bereich der Gesundheit, des Wirtschaftslebens und des Familienlebens stark hervortreten, fallen die religiösen Anliegen durch ihre Zahl auf. Alle in den Grabbriefen genannten Anliegen spiegeln die Geschichte, die Nöte und die sozialen Spannungen der Kriegs-, Nachkriegs- und Konjunkturzeit».

Zum eigentlichen Höhepunkt des Buches wird zweifellos das Kapitel, worin die psychologische Frage nach der Funktion der Grabbriefe gestellt wird. Ebenso eindringlich wie überzeugend legt Heim dar, wie die ganze komplexe Erscheinung des Grabbriefes letztlich als Ausdruck einer Gebetshaltung interpretiert werden muß. «Die volkskundliche Betrachtungsweise erschließt in den Ingenbohler Grabbriefen zeitbedingte und doch wieder traditionsgebundene Dokumente gemeinschaftlich geäußerten menschlichen Elendes und Leides, Sehnsens und Hoffens, Glaubens und Vertrauens, Sorgens und Liebens. Aber von welcher Seite her sie auch in diese traditions- und gemeinschaftsbedingte religiöse Manifestation moderner Menschen eindringt, überall kommt sie an die letzte Wurzel, die Gebet heißt». Damit wird uns nochmals vor Augen geführt, welch weittragende Einsichten volkskundlich-funktionalistische Fragestellung an Gegenständen zu gewinnen vermag, die oft unbeachtet – oft verachtet – am Rande anderer wissenschaftlicher Disziplinen liegen bleiben.

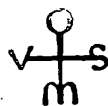
L. Zibler

THOMAS SARTORY

Mut zur Katholizität

480 Seiten, broschiert Fr. 15.60, Ganzleinen Fr. 24.20.

Dieses Werk des bekannten katholischen Ökumenikers ist ein Buch der Hoffnung für alle, die um die Einheit der Christen ringen. Über das bisher in Fragen der christlichen Einheit Gedachte hinaus werden konkrete Wege gezeigt, die aus den Sackgassen, in denen sich das katholisch-evangelische Gespräch vielfach festgefahren hat, hinauszuführen vermögen. Dies gelingt dem Verfasser, weil er Ernst macht damit, daß die getrennten Christen eine Position gemeinsam haben: das Wort Gottes. Von einer durch und durch biblischen Theologie her wird der Leser in die Weite echter Katholizität geführt, die so umfassend verstanden wird, daß man erkennt: katholische und reformatorische Tradition können – recht verstanden – einen legitimen Platz in der Kirche haben. Sartory geht es aber nicht so sehr um eine Auseinandersetzung mit dem Protestantismus als um eine richtige Kritik an der eigenen Kirche. Doch ist sein Buch ganz positiv bestimmt, weil es nicht niederreißt, sondern aufbaut.



OTTO MÜLLER VERLAG
SALZBURG

Unsere beliebten, wohlorganisierten, unter wissenschaftlicher Führung stehenden

Studienreisen ins Heilige Land

werden 1963 an folgenden Daten durchgeführt: (27. bis 29. Wiederholung):

1. 14. bis 29. April (Univ. Prof. Dr. H. J. Stoebe, Basel)
2. 21. April bis 6. Mai (Prof. lic. Georg Schelbert, Schöneck und Luzern)
3. 29. September bis 14. Oktober (Univ. Prof. Dr. Herbert Haag, Tübingen)

Flugpauschalreisen von je 16 Tagen. Teilnehmerzahl beschränkt. Frühzeitige Anmeldung wird empfohlen.

Programme und Auskünfte vom INTERKO, Interkonfessionelles Komitee für biblische Studienreisen, Geschäftsstelle: E. Vogt, St. Karliquai 12, Luzern, Telephon (041) 2 69 12

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: S c h w e i z : Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.–; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.–. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. – B e l g i e n - L u x e m b u r g : Jährlich bFr. 190.–. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No 218 505. – D e u t s c h l a n d : DM 13.50/7.– Best- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Sonderkonto Nr. 12975 Orientierung. – D ä n e m a r k : Jährlich Kr. 25.–. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. – F r a n k r e i c h : Halbjährlich NF 7.–, jährlich NF 14.–. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 644.288. – I t a l i e n - V a t i k a n : Jährl. Lire 2000.–. Einzahlungen auf c/c 1/4444 Collegio Germanico-ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. – O e s t e r r e i c h : Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142.181. (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner.) Jährlich Sch. 80.–. USA: jährlich § 4.–.

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich

Zürich 1 Herrn Hubmann Ernst

Huttenstr. 40

Zürich 6

AZ